

## Ruine Starhemberg — Versuch einer Baugeschichte.

Von Felix Halmer.

### Romanische Baukunst<sup>1</sup>.

Es ist nicht leicht, aus dem heutigen Bauzustand sicher die ursprüngliche Anlage abzuleiten, sie kann aber aus der Grundrißentwicklung immerhin in etwa erschlossen werden. Sie war sicherlich keine Holzburg, sondern ein Steinbau. Wenn man bedenkt, daß die romanische Zeit im Interesse der Wehrhaftigkeit ihre Anlage sehr eng zusammendrägt, die Räume sehr klein gestaltet, um das Mauerwerk nicht zu schwächen und daher auch für die Belichtung der Räume die Fenster ungenügend sind — Verjüngung nach außen —, so muß der älteste Bau in der Nähe der Turmkapelle zu suchen sein. Wenn ich an einer anderen Stelle die Vermutung ausgesprochen habe<sup>2</sup>, daß der nordöstliche Teil der älteste sei, so ist dies durch neuere Untersuchungen zu berichtigen. Die ganze Grundrißgestaltung ist eine keilförmige, der die gewaltige Turmkapelle vorgelagert ist. An der Spitze des Keiles findet man nun sehr interessante Mauerreste, in alten Quadern ausgeführt, deren Formensprache mit der der Turmkapelle übereinstimmt. Nicht ganz 2 m über dem heutigen Boden sieht man ein romantisches Gewände einer Tür. Neben diesem Gewände sind heute noch die alten Löcher sichtbar (Abb. 1). Da an dieser Stelle das Mauerwerk ungemein stark ist — vgl. Turmkapelle —, so haben wir hier einen wichtigen Bauteil der ältesten Anlage vor uns. Zieht man zu dieser Untersuchung noch den alten Stich von Vischer<sup>3</sup> heran, so merkt man, daß sich hinter dem Torbau ein Turm erhebt, der fast die gleiche Höhe aufweist wie die östlich davon sich erhebende Turmkapelle. Der sich im Bild westlich anschließende Wohntrakt ist zurückspringend gegenüber dem sich weiter anschließenden Bau. In ruinösem Zustand ist dies auch deutlich auf dem Titelbild bei Embel erkennbar. Hier ist gleichfalls hinter dem Torwerk noch der Eingang in den Berghof sichtbar<sup>4</sup>; noch besser ist diese alte Anlage auf einem sich in Privatbesitz befindlichen Bild zu erkennen (Abb. 2). Hier ist der Torturm

<sup>1</sup> Mein Artikel „Die Feste Starhemberg im Piestingtal, ein Beitrag zur n.-ö. Burgenkunde“ in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, N. F. 4. Bd., 1931, S. 73, ist durch diese Arbeit als überholt anzusehen.

<sup>2</sup> Halmer, Veste Starhemberg, ein Führer, 1932, S. 26.

<sup>3</sup> Vischer, Topographia Austriae inferioris, 1672, Abb. VUWW 47.

<sup>4</sup> Embel, Schilderung der Gebirgs-Gegenden, 1803, Titelblatt.

noch in seiner ganzen Größe erhalten und knapp dahinter der hochgelegene Zugang in den Wehrturm<sup>5</sup>. Ähnlich wie bei Embel ist auf den Blättern 47 und 48 des Albums von Hernstein<sup>6</sup> diese Maueröffnung ohne weiteres festzustellen. Dies entspricht vollständig dem noch heute erkennbaren Grundriß. Es kann also mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß wir hier den alten Berchfrit vor uns haben, hinter dem geschützt sich die alte Wohnanlage anschloß. Der Torrest dürfte der ursprüngliche Eingang gewesen sein, hoch über dem Boden gelegen (die heutige Bodenhöhe ist natürlich um ein bedeutendes höher als die von einst). Aus Gründen der Wehrhaftigkeit war der Zugang in das erste Stockwerk so hoch gelegen, er wurde häufig durch Holzleitern oder durch einen Holzgang bewerkstelligt, immer jedoch so, daß im Falle der Gefahr durch Einziehen des hölzernen Zuganges der Berchfrit für den Feind unzugänglich wurde. Solche Zugänge finden wir in Niederösterreich u. a. in Maiersdorf — die ehemalige Burg Stein — am Fuß der Hohen Wand in der Neuen Welt<sup>7</sup>, in Hainburg an der Donau<sup>8</sup> und in Michelstetten<sup>9</sup>. Dieser Berchfrit erhebt sich — bezeichnend für die Mitte des 12. Jahrhunderts — rechts vom Zugang und es konnte somit von ihm aus die vom Schild nicht gedeckte Brustseite des eindringenden Feindes angegriffen werden. Er war aber nicht nur Kämpfer (*Propugnaculum*), sondern auch Späher, sollte das Herannahen des Feindes erspähen und die Burg zur Abwehr aufrufen. Der Zugang ist hier, wie dies meistens der Fall ist, so angelegt, daß er von oben eingesehen werden kann, und so schmal, daß höchstens zwei Mann nebeneinander marschieren können. Der geringe Rest des Eingangstores geht stilistisch mit den Öffnungen der Turmkapelle zusammen und weist auf die gleiche Formensprache hin, wie sie an

<sup>5</sup> Das sich im Privatbesitz befindliche Bild trägt die Aufschrift: Ansicht des Schlosses Staarenberg von der Morgenseite am Seitenwege von Pisting in Monat September bei Vormittagszeit. Gezeichnet am 3. September 1807, gemalt a. 28. Oktober 1808. Originalgröße des farbigen Gouachebildes 44 mal 31 cm. Es muß darauf hingewiesen werden, daß dieses Bild nicht nach der Ansicht von Embel liegen kann, da es die Burg in einem noch bedeutend besseren Erhaltungszustand zeigt als Embel. Vielleicht hat der Künstler es nach einer älteren Vorlage angefertigt? Die von mir durchgesehene Ansichtensammlung in der n.-ö. Landesbibliothek weist kein ähnliches Bild auf. Den freundlichen Hinweis auf diese Ansicht verdanke ich Herrn Ernst Graf Würmbraud.

<sup>6</sup> Becker, Album v. Hernstein, Illustrationen zu Hernstein in Niederösterreich, 1882.

<sup>7</sup> Becker, Geschichte v. Hernstein i. Niederösterreich III./2, S. 442. Von diesem Werk gibt es zwei Ausgaben: Die erste Wien 1888, bestehend aus 3 Bänden, 2. u. 3. Band aus je 2 Teilen, Quart; die zweite Wien 1889, bestehend aus 2 Bänden und einem Kartenband, der zweite aus 2 Teilen, Oktav. Ich zitiere nach jener Ausgabe (1888).

<sup>8</sup> Donin. Die Kunstdenkmale der Stadt Hainburg in: Jb. f. Ldk. v. N.-Ö. N. F. 24. Jg., 1931, S. 14.

<sup>9</sup> Zebi. Michelstetten, Kirche und Schloß, 1935, S. 6; Lind. Archäologische Notizen über Niederösterreich in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 15. Band, 1875, S. 76.

der Burgkapelle in Oberranna<sup>10</sup>, an den Resten der Ruine Hernstein<sup>11</sup>, an den Kirchenbauten in Maiersdorf<sup>12</sup> und Michelstetten<sup>13</sup> zu erkennen sind. Bei all diesen Bauten kann als Datierung die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts angenommen werden. Dieser Berchfrit dürfte nur um ein Stockwerk höher gewesen sein als der dahinter liegende Wohntrakt.

Dieser Trakt hat sich bis zu dem Abfall gegen den Schindergabern erstreckt und muß sehr schlicht gewesen sein. Einfache Rundbogenfenster haben die kleinen Räume erhellt. Die im Grundriß wie auch auf dem Stich von Vischer klar erkennbare Abtreppung dieses Bauteiles läßt den Schluß zu, daß die zweite, bzw. dritte Einfahrt hier in Form eines s-förmigen Durchlasses angelegt worden ist. Eine genaue Raumgliederung und Raumeinteilung kann nicht gegeben werden, da jede Unterlage hiefür fehlt; selbst Grabungen könnten mit größter Wahrscheinlichkeit kein positives Ergebnis liefern. Im Erdgeschoß befanden sich vermutlich die Wirtschaftsräume, im ersten Stock der „Saal“ und die Wohnräume. Ein wehrhafter Palas dürfte es nicht gewesen sein. Die Höhenmaße sind in allen Räumen dieselben: 2 m über dem Boden des inneren Hofs. Der Platz der Anlage war sehr gut gewählt. Ausschlaggebend war das Moment der Verteidigung und Sicherheit. Dieser Trakt ist an der Südseite des Hügels gelegen, also an der gegen die Feindesgefahr am meisten geschützten Stelle, da die gegenüberliegenden Höhen soweit entfernt sind, daß die dort aufgestellten Belagerungsmaschinen diesem Wohntrakt nicht schaden konnten und die Steilheit des Geländes ein Stürmen nicht gestattete. Daß dieser Wohntrakt später — nach 1230 und vor 1240 — unter Friederich dem Streitbaren eine gründliche Veränderung erfahren haben muß, geht aus einem Schreiben Papst Innozenz IV. vom 11. Oktober 1247 an den Deutschen Ritterorden hervor, der die Burg nach dem Tod des letzten Babenberger in Obhut hatte und hier das Familienarchiv und den Hausschatz dieses Geschlechtes hütete. In dieser Urkunde heißt es u. a. „que clare memorie . . . dux Austria tamquam inexpugnabilia ad tempora longa munivit“, also wurde unter dem letzten Babenberger die Feste uneinnehmbar, bzw. unbezwinglich für lange Zeit gemacht<sup>14</sup>. Schon 1235 finden wir Friedrich II. auf Starhemberg und auch zwei Jahre später, als Kaiser Friedrich II. Anfang 1237 nach Österreich kam,

<sup>10</sup> Donin, Die romanische Kirche der Burg Ranna, 1936.

<sup>11</sup> Becker, a. a. O., S. 151.

<sup>12</sup> Becker, a. a. O., S. 442.

<sup>13</sup> Zeißl, a. a. O., S. 6; man vgl. hiezu die Südseite und das südliche Querhaus des Domes zu Gurk, Ginhart-Girmschitz, Der Dom zu Gurk, 1930. Becker, a. a. O., S. 207 meint, daß Starhemberg nie einen zweiten Berchfrit besessen habe, spricht dagegen gleich auf der nächsten Seite von einem „Eingangsturm“, den anfänglich eine Mauer mit dem Wohnbau verband und der erst später dem Bau eingefügt wurde.

<sup>14</sup> Monumenta Germaniae historica, Epistolae saeculi XIII, tomus II, S. 317. Nr. 440; Mitis, Studien zum älteren österreichischen Urkundenwesen S. 266.

um gegen den unbotmäßigen Herzog vorzugehen; auch später weilte er wiederholt in dieser Feste, wo er eine Reihe von Urkunden ausstellte<sup>15</sup>. Er hat also vermutlich um die Mitte dieses Jahrzehntes — 1230 bis 1240 — die gründliche Veränderung der Burg vorgenommen. Es kann mit größter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß dieser Umbau in die erste Hälfte dieses Jahrzehntes zu setzen sei, da Friederich in der zweiten Hälfte schon stark in Streitigkeiten verwickelt war und er vermutlich nicht mehr die Zeit hatte, einen solch gründlichen Umbau im Sinn einer starken Befestigung der damaligen Zeit vorzunehmen.

In diese erste Bauperiode fällt auch die Errichtung der Turmkapelle. Sie lag also außerhalb des eigentlichen Burgbereiches, wie dies z. B. auch bei Emmerberg, Gars, Kamegg und Stallegg der Fall ist. Sie besteht aus dem eigentlichen Rundturm mit der östlichen Apsis. Der wunderbaren Quaderverkleidung, die der Turm heute noch besitzt, ist leider die Apsis beraubt worden. Den Eingang vermittelt eine rundbogige mannshohe Pforte; prächtige Quader fassen sie ein. Rechts in der Wandung sieht man die Löcher für den Balkenriegel, ihnen gegenüber die für die Balkenköpfe. Die Größe der Löcher läßt auf schwache Riegel schließen und, da sie nahe dem Türstock standen, wird die nach innen schlagende Tür dünn gewesen sein (Eisen?). Ein Bienenkorbgewölbe überdeckt den kreisrunden Raum und ein Rundbogenfenster erleuchtet ihn. Die Quadratur ist eine sehr sorgfältige, besonders die des 1932 freigelegten Triumphbogens, der den Kuppelraum von der Apsis trennt. Die Leibung dieses Bogens ruht auf einem mit Hohlkehle und Halbstab profilierten Widerlager. Dieses Kämpfergesimse weist die gleiche Formensprache auf wie der linke Kämpfer des ersten (zweiten) Tores auf der Radierung von J. Ch. Erhard aus 1817 und geht zusammen mit den Kämpfern in der Emmerberger Burgkapelle, der Waldegger und Zistersdorfer Pfarrkirche<sup>16</sup>. Längs der Wand der im selben Jahre wieder hergestellte Steinsitz. Links vom Fenster erkennt man die Reste einer Freitreppe. Sie führt über dem Rundbogen zwischen Kuppelraum und Apsis hinweg innerhalb der starken Mauer in das Obergeschoß mit seinen kreisrunden Fenstern. Eine solche Treppenanlage findet sich auch in den Festen Hinterhaus (N.-Ö.), Schaumburg (O.-Ö.), Sannegg (Stmk), Ludwigstein (Hessen) im ersten Stockwerk über dem Verließ, eine vollständig freitragende Treppe besitzt der Doppelberghof von Ehrenberg an der Mosel<sup>17</sup>. In dem im Grundriß der Starhemberger Turmkapelle ähnlichen kirchlichen Wehrbau in Petronell führt die Treppe innerhalb der

<sup>15</sup> Monumenta Germaniae historica, Scriptores tomus IX., S. 727; Meiller, Regesten der Babenberger, S. 60, Nr. 55; S. 171, Nr. 100; S. 177, Nr. 130; S. 178, Nr. 133, 134, 135; S. 179, Nr. 136, 137.

<sup>16</sup> Halmer, Von der Turmkapelle in der Ruine Starhemberg in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, N. F. 6. Jg., 1933, S. 27.

<sup>17</sup> Piper, Burgenkunde, 1905, S. 194.

Mauer zu einer Plattform<sup>18</sup>, in dem Wohnturm der Burg Hainburg führte eine in der südwestlichen Mauer eingelassene Steintreppe vom ersten in das zweite Geschoß<sup>19</sup>. Alle diese Treppenanlagen waren fast immer so gestaltet, daß eine Schwächung des Mauerkerne durch Aushöhlen nur an der der Angriffseite entgegengesetzten Seite erfolgte (z. B. Hainburg, Starhemberg). Die Apsis der Starhembergischen Turmkapelle ist halbkreisförmig, dementsprechend auch gewölbt und durch ein sich nach außen verjüngendes romanisches Fenster erleuchtet. Der wehrhafte Charakter der Turmkapelle bedingt diese Verjüngung. In der Wand links und rechts von dem einstigen Altar dienten zwei erhaltene kleine Nischen für die Aufbewahrung der Meßgeräte. Über dem Boden befinden sich acht kreisrunde röhrenartige Löcher, die mit größter Wahrscheinlichkeit als Balkenlöcher anzusehen sind (vgl. Maiersdorf). Die Verbindung eines religiösen Ortes mit dem der Sicherheit ist im Burgenbau nicht selten. Wir finden ihn z. B. noch in Ranna, Maiersdorf, in der verschwundenen Kirche zu Leobersdorf und am Petersberg in Friesach. Eines verdient hier noch eine besondere Beachtung: der Zugang zu ebener Erde in den Kapellenraum. Ist die Turmkapelle als Berchfrit anzusehen, dann ist die ebenerdige Eingangspforte nicht verständlich, da sie neben der Schwächung der Verteidigung ja noch an der dem Feind zugekehrten Seite sich befindet. Nimmt man aber an, daß dieser Bau gar nicht der eigentliche Berchfrit war, sondern der sakrale Bau für die Umwohnenden, der eigentliche Berchfrit westlich von diesem Bau sich erhob, dann wäre dieser Zugang verständlich und mit der Errichtung des Turmes zusammenfallend. Dieser Bau erhebt sich übrigens auf einem kleinen Felshügel, der mehr oder weniger steil nach allen Seiten abfällt, ursprünglich lagen auch die südliche und westliche Bodenhöhe tiefer. Diese Anlage erinnert an die französische motte, einen Wohnturm, der wieder auf den römischen Burgus zurückgeht, im Laufe der Zeit eine Ausgestaltung erfahren hat (Frankreich: donjon?) und seinen Grundriß nicht mehr rechteckig, sondern rund gestaltet. Im 12. Jahrhundert hat sich diese Veränderung vollzogen, damit mußte sich aber auch die Eindeckung ändern: statt der einfachen Holzdecke wurde jetzt der Wölbau allgemein. Dieser Bau stammt ohne das oberste Geschoß aus der Mitte des 12. Jahrhunderts und gehört daher der ursprünglichen Anlage an.

Diese bestand also aus dem Wohntrakt und dem mit ihm verbundenen Berchfrit: eine Umfassungsmauer dürfte noch nicht vorhanden gewesen sein. Dies ließe sich auch damit begründen, daß an der Spitze des Keiles, an dem dem Angriff am stärksten ausgesetzten Mauerteil, die beiden im rechten Winkel zueinander stehenden Mauern keine Bindung aufweisen. Sicher hat daher an dieser Stelle

<sup>18</sup> Donin, Die Rundkirche in Petronell — ein Wehrbau in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. v. Nd. u. Wien, N. F. 14. Jg., 1941, S. 62.

<sup>19</sup> Donin, a.a.O., S. 14.

ein Umbau stattgefunden und die sich in nordwestlicher Richtung ziehende Mauer ist nicht zur selben Zeit wie ihr rechtwinkeliges Gegenstück errichtet worden. Der unterste Teil dieser Mauer weist an dieser Stelle noch eine ausgezeichnete Quaderung auf, die dagegen im weiteren Verlauf immer mehr und mehr abnimmt. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß der unterste Teil dieses Mauerzuges noch in das 12. Jahrhundert zu setzen sei, die oberen und anschließenden Partien dagegen einer späteren Zeit angehören. Eine hier beginnende Ringmauer würde sicherlich in irgend einer Form eine Bindung mit dem wichtigsten Bauteil — dem Berchfrit — aufweisen. Östlich von der eigentlichen Wehranlage erhebt sich die mächtige Turmkapelle. Diese Kapelle war auch für die Burgbewohner der sakrale Raum, da eine zweite noch nicht bestand; es wäre aber immerhin im Bereich der Möglichkeit gelegen, daß in einem der Wohntrakte sich eine einfache Altarnische befand. Ob die Vorlage der Turmkapelle aus Spekulationssucht auf die religiöse Scheu der mittelalterlichen Angreifer geschehen sei, mag dahingestellt bleiben.

Zu dem Quadermauerwerk sei noch bemerkt, daß die einzelnen Lagen im großen und ganzen fast gleichmäßig geschichtet, die Steine mehr oder weniger an der Oberfläche bearbeitet und von mäßigem Umfang sind. Fast die gleiche Mauertechnik kann u. a. bei der Feste Liechtenstein in Mödling, dem romanischen Arkadenbau mit der Latrinenanlage und der Kamp-Brücke des Stiftes Zwettl, der Ruine Emmerberg, den Kirchen in Maiersdorf und Michelstetten, im romanischen Schiff der Stiftskirche zu Heiligenkreuz und ihrer Westfassade, der Stiftskirche in Seckau und, wie bereits erwähnt, an der Südseite des Querschiffes des Gurkerdomes, an den beiden Türmen der Pfarrkirche zu Eggenburg, am ehemaligen Palas der Feste Wimpfen am Neckar, in Gelnhausen im Inneren der Eingangshalle, der Burgkapelle und am Portal des Kaisersaals (die beiden letzten in Deutschland), oder bei den Südtiroler Burgen Tirol, Goien, Treuenstein, Enn, Tschengelsberg und Niedermontan festgestellt werden. Diese Reihe könnte natürlich noch entsprechend erweitert werden. Wir sehen also die gleiche Mauertechnik an kirchlichen und weltlichen Bauten und kann diese Sprache des Steines zur Datierung herangezogen werden. Man braucht nur bei der Ruine Starhemberg die einzelnen Mauerzüge genauer betrachten, so fällt einem sofort die verschiedene Qualität der Arbeit auf. Fast immer kann man eine Dreischichtung erkennen. Die unteren Partien sind stark und fest aus Quadern gefügt, darüber Bruchsteinmauerwerk, deren Material aus größeren Steinen besteht, die oberste Schicht dagegen ist kleiner Bruchstein. Diese Dreischichtung entspricht fast immer den drei Hauptbauzeiten: Romanik, Gotik und Renaissance. Sie bilden so ein Hilfsmittel zur Datierung. Bedauerlicherweise sind gerade in dieser Hinsicht die Burgen unseres Heimatlandes noch viel zu wenig untersucht, um das nötige Vergleichsmaterial zu

besitzen<sup>20</sup>. Als Baustoff kommt für das gesamte Mauerwerk Wöllersdorfer Stein in Betracht.

Im Prinzip gleicht diese Burg der Anlage von Maiersdorf, die gleichfalls in ihrer ersten Bauperiode in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden kann; auch hier ein einfacher niederer romanischer Baukörper, dem der Berchfrit, der heutige Kirchturm, vorgelagert ist. Dieser ist um ein Stockwerk höher als der Wohntrakt. Seine Bedachung — eine Brustwehr dürfte weder am Wohntrakt noch am Turm vorhanden gewesen sein — war ein niedriges Zeltdach. In diesem Zusammenhang sei auf die baugeschichtliche Entwicklung in Südtirol verwiesen, wo bei einer ganzen Reihe von Burgen der gleiche Bauvorgang beobachtet werden kann. Immer wieder findet man den Berchfrit an der Angriffseite und er hatte die dahinter liegenden Wohnbauten zu decken. Betrachtet man z. B. den Grundriß von Karneid, so ist auch hier der Berchfrit über Eck gegen die Berg- und Hauptangriffseite gestellt, weil anprallende Geschoße an schrägen Mauern ungünstigere Angriffsflächen finden. Dahinter schließt sich in einem stumpfen Winkel, wie bei Starhemberg, der Wohntrakt an<sup>21</sup>. Im Laufe der Zeit wurde der Berchfrit eingebaut, besonders dann, wenn er seine strategische Bedeutung verloren hatte, wie dies in Rodeneck, Dornsberg, Sprechenstein und Payersberg (Südtirol) der Fall ist. Es will damit nicht gesagt sein, daß der Berchfrit immer sich schützend vor den Wohntrakten erhob, sondern dies, was in unserem Land fast regelmäßig der Fall ist, war abhängig von der jeweiligen Bodenbeschaffenheit, man denke z. B. an Klamm am Semmering. Um sich eine richtige Vorstellung von dem damaligen Aussehen Starhembergs zu machen, sei auf die heute noch in altem Zustand erhaltenen Burgen — natürlich muß man sich die Anbauten späterer Jahrhunderte wegdenken — Karneid, Korb, Maretsch und Reinegg verwiesen. Die Türme dieser Festen besitzen eine bedachte Brustwehr — Korb, Maretsch, Reinegg — oder sie fehlt wie bei Karneid. Man vergleiche hiezu auch die Baugeschichte der Burg Bruck bei Lienz in Osttirol<sup>22</sup>.

Es kann daher mit einer gewissen Berechtigung nicht nur vom historischen<sup>23</sup>, sondern auch vom kunsthistorischen Standpunkt aus,

<sup>20</sup> Pühringer, Denkmäler der früh- und hochromanischen Baukunst in Österreich in: Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse, Denkschriften, 70. Bd., 1. Abhandlung, 1931; Fuchs, Die Burg Liechtenstein in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 41. Bd., 1908, S. 21; Buberl, Die Kunstdenkmäler des Zisterzienserklosters Zwettl in: Österr. Kunsttop., 29. Bd., 1940, S. 157, 230; Bruhns, Hohenstaufenschlösser, 1937; Weingartner, Bozner Burgen, 1922. Die in den einzelnen Sammlungen vorhandenen Ansichten und Lichtbilder müßten für diese Zwecke entsprechend ausgewertet werden.

<sup>21</sup> Weingartner, a. a. O., S. 98.

<sup>22</sup> Schloß Bruck in Lienz o. J.

<sup>23</sup> Halmer, Die Erbauungszeit und die Bauherrnfrage der Feste Starhemberg im Piestingtale in: Blätter f. Heimatkd., Beilage d. „Wiener Neustädter Nachrichten“ 1930, Folge 2. In dieser Arbeit habe ich auf historischer Grundlage versucht, als terminus post und terminus ante die

als Erbauungszeit ungefähr die Mitte des 12. Jahrhunderts angenommen werden. Diese Bauanlage hat dann bis nach 1230 bestanden und dürfte um die Mitte des folgenden Jahrzehntes umgebaut worden sein.

### Romanisch-gotische Bauzeit.

Wenn man auf Grund des Rückschlusses aus der oben angeführten Urkunde auf das Ende der ersten Bauperiode schließt, so kann natürlich dieses Dokument an die Spitze der neuen Bauzeit gestellt werden. Es wird also in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit dem Umbau einer für damalige Zeiten großartigen Befestigung begonnen worden sein. Der Wohntrakt dürfte keine weiteren Veränderungen erfahren haben, dagegen wurde mit starken Befestigungen — „expugnabilia“! — begonnen. Was waren nun diese Befestigungen? Ein Blick auf den Grundriß kann die Frage beantworten. Die Burg war bis zu diesem Zeitpunkt ein einfacher Turmpalasttyp, wenn diese Bezeichnung hier Anwendung finden soll. Nichts hinderte den Feind an den Bau selbst heranzukommen. War zwar die Wahl des Platzes der bisherigen Anlage vom Standpunkt der Verteidigung sehr gut gewählt, so konnte doch nicht verhindert werden, daß der Angreifer mit Ausnahme der Westseite und eines Teiles der Südwestseite verhältnismäßig leicht sich dem Bau nähern konnte. Es waren also alle übrigen Seiten ungedeckt und ungeschützt. Hier mußte mit der Sicherung begonnen werden. Auch mußte an die Unterbringung einer größeren Zahl von Menschen als bisher gedacht und entsprechend Raum gewonnen werden. Alle diese Erwägungen führten zur Errichtung der Ringmauer, die, bei dem Berchfrit beginnend (daher bindet diese Mauer nicht mit dem alten Mauerzug), sich zuerst in nordwestlicher Richtung hinzieht, dann in einem stumpfen Winkel nach Westen bricht und nach einer zweifachen Brechung, zuerst wieder in einem stumpfen und dann in einem spitzen Winkel in südlicher Richtung Anschluß an den Wohntrakt findet. Der gewaltige Mauerzug nützt in ausgezeichneter Weise das Gelände aus und bildet heute die äußere Grundmauer der gesamten Anlage. Wieder kann die Sprache des Steines als Beweis hiefür herangezogen werden. Man vergleiche z. B. das Mauerwerk an der Nordostwand in der Nähe des Abtrittes (Abb. 3) oder im Innern der Küche, in den Kellern des Renaissancetraktes, im sogenannten „Schatzgewölbe“. Immer bietet die Quaderung dasselbe Bild. Es ist zwar nicht mehr die gediegene Quadermauertechnik, wie wir sie beim alten Berchfrit oder besonders schön an der Turm-

Jahre 1140 und 1145 als die Erbauungszeit festzulegen und diese Anlage als den Hauptpunkt eines Befestigungssystems der damaligen Ostmark gegen Ost und Südost zu zeigen. Es kann mit Genugtuung vermerkt werden, daß der von mir vor zwanzig Jahren ausgesprochene Gedanke der „Wehrsysteme“ in der wissenschaftlichen Literatur Anerkennung und Verarbeitung gefunden hat.

kapelle sehen, aber sie entbehrt doch nicht einer gewissen Sorgfalt in der Auswahl und in der Bearbeitung des Steines. Diese starke Ringmauer war entsprechend der Zeit nur einfachster Art und hatte über einen Absatz sicherlich einen Wehrgang mit einer dünnen Brüstung. Die Brüstungsmauer dürfte, wie dies allgemein üblich war, eine Höhe von 1 m gehabt und die Höhe der Zinnen zwischen 75 cm bis 1 m betragen haben. Die Zinnen hatten die Aufgabe, die Männer gegen außen zu decken und ihnen besonders das Aufziehen der Armbrust zu ermöglichen. Zwischen den Zinnen war die Brüstung sicherlich nicht stärker als ungefähr 25 cm, um der Verteidigung die Möglichkeit zu geben, sich weit hinaus zu beugen und den äußeren Mauerfuß zu sehen. Eigene Mauertürme oder Halbtürme und Schalen, nach innen offen, werden nicht vorhanden gewesen sein, da sie sonst in irgend einem Teil des Mauerwerkes bei den später einsetzenden Umbauten eingebaut worden wären<sup>24</sup>.

Wurde im Zuge dieser Befestigung auch die Küche errichtet? Durch einen Flachbogen gelangt man in ihr Inneres. Sie ist noch ziemlich gut erhalten und besitzt einen kleinen Eingang mit schräg nach innen abgedachten Steinpfosten. Vier Stufen führen in das Innere hinab. Rechts ein niederes, mit flachem Bogen gewölbtes Fenster. Die innere Nordwest- und Nordostseite weisen zwei eingebblendete rundbögige Nischen auf. An der Nordwestseite, fast am Boden, ist eine Mauer-, unter der Nordostseite eine kleine balkenlochartige Öffnung; an der Südostseite zwei Mauerbögen, die gleichfalls Nischen bildend wirken. Die Küche hat mit Einschluß der Nischen eine lichte Weite von 6 m<sup>2</sup>. Auf all den 4 Bogen mit Einschluß der Westseite ruht der pyramidenförmige Aufbau, ähnlich den Rauchküchen der Bauernhäuser, der einen feinen achteckigen Aufbau trägt; letzterer wurde später im quadratischen Querschnitt erhöht. Nun ist es interessant, daß an der Nordostseite zwei Mauerzüge wie auch der Flachbogen ohne jede Bindung parallel laufen! Es liegt daher die Vermutung nahe, daß an der äußeren Mauer, der Ringmauer, die innere Mauer später hinzugefügt worden ist, was den Schluß zuließe, daß die Küche nicht gleichzeitig mit der Ringmauer erbaut worden sei. Der Unterbau der Küche dürfte der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehören und war bis in die Renaissancezeit freistehend, erst in diesem Zeitalter wurde sie in den neuerrichteten Gebäudekomplex einbezogen, in den sie mit einem Mauereck hineinragt.

Es kann fast mit Sicherheit angenommen werden, daß neben der Errichtung der Ringmauer auch andere Teile der Burg eine verstärkte Wehrhaftigkeit erfahren haben. So werden das zweite (erste) Tor und zwei Mauerzüge als Zwinger im Sinne der Verteidigung errichtet worden sein. Weder Urkunden noch alte Ansichten gestatten einen Schluß auf das ursprüngliche Aussehen der Toranlage. Der

<sup>24</sup> Piper, Burgenkunde, 1905, S. 291; Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte, 1931, S. 312.

Satz E s s e n w e i n 's „jedes Tor war eine Burg für sich“, ist bereits von P i p e r widerlegt worden<sup>25</sup>. So wird auch dieser Torbau einfachster Art gewesen sein, ohne Türme und Zugbrücke, eine solche war bei der Burg überhaupt nie vorhanden. Der noch erhaltene linke Torpfiler mit dem 1934 aufgelagerten Kapitel und die westlich anschließende Mauer weisen die gleiche Quaderung auf wie die heute noch erkennbaren Teile der Ringmauer im Renaissancetrakt, während der östlich anschließende Mauerzug aus Bruchsteinen besteht. Ein Beweis, daß dies wirklich das erste Tor der Feste war (Abb. 4). Eine wehrhafte Verstärkung fand dieser Eingang durch die seitliche Stellung des Berchfrites. Der auf einigen Ansichten erkennbare Torturm gehört einer späteren Bauzeit an (Renaissance, Pulvergeschütze).

Der Bau des Beringes läßt nunmehr die keilförmige Grundrißgestaltung klar zu Tage treten und schafft so die Grundbedingungen für die kommende Baugestaltung der ganzen Anlage. Der Berchfrit, früher nur durch seine Übereckstellung die Keilförmigkeit betonend, steht nunmehr an der Spitze einer großen Keilanlage. Solche keilförmige Grundrisse können wir bei einer Reihe von niederösterreichischen Burgen feststellen. In Aspang stehen an beiden Spitzen des doppelten Keiles je ein Berchfrit, in Ernstbrunn ist durch die treffende Ausnutzung des Geländes sowohl durch den Grundriß der Hauptburg wie auch die Stellung des Berchfrites der keilförmige Charakter betont, ähnlich ist auch die Anlage in Kamegg, fast dreieckig ist der Grundriß bei Karlstein; Krumau am Kamp ähnelt dem von Aspang, bei Ottenstein bildet die Südspitze der alten Anlage einen rechten Winkel, wobei aber durch das Ansetzen der übrigen Mauerzüge im stumpfen Winkel eine Keilförmigkeit erreicht wird, bei Puchberg am Schneeberg bildet die Nordwestecke der unregelmäßigen rechteckigen Anlage die Keilspitze und wendet sich der am meisten gefährdeten Angriffseite zu, die Kernanlage von Rapottenstein gleicht der von Ernstbrunn, bei Senftenberg bilden die beiden dem Berchfrit vorgelagerten Schildmauern den Keil, in Therasburg gleicht die Anlage im verkleinerten Maßstab der von Starhemberg, auch hier steht an der Spitze der keilförmigen Gesamtanlage der über Eck gestellte Berchfrit, was auch von Wildegg gesagt werden kann.

Der westliche Abfall des Burgberges weist steile Felsabstürze zum sogenannten Schindergraben auf, in welchem sich in der Nähe des Kalkofens altes Mauerwerk befindet, von dem vor allem der östliche Teil noch eine Quaderung erkennen läßt, die der ehemaligen Ringmauer gleicht und auch in diese Zeit zu setzen ist. Es sind die Reste der alten Schleusenanlage, die das kleine Gerinne des Grabens zu stauen hatte, um ein Vordringen des Feindes nach Süden zur Feste hinan zu verhindern. Dieser Graben, der bis zum heutigen Tag aus diesem Grund auch noch die Bezeichnung „Schwellgraben“

<sup>25</sup> P i p e r, a. a. O., S. 267.

führt, war nämlich der alte Burgweg. Die Annahme, daß diese Wehranlage von einem Italiener herrühre, kann als eine Mutmaßung gelten. Der Einfluß der Kreuzzüge auch auf solche Anlagen liegt im Bereich des Möglichen, sollen sie doch u. a. den Zwinger und die Pechnasen im Orient kennengelernt und in der Heimat verbreitet haben. Auf dem ersten Drittel des Burgberges erhebt sich der Rest eines Turmes, der auf dem östlichen Ausläufer des Hartls, am Karl-Kogel, ein Gegenstück besitzt. Diese Mauerreste gehören vermutlich einem Wartturm an. Leider lassen die geringen Mauerreste keinen Schluß auf die Erbauungszeit zu, doch wird diese für die Burg so wichtige und wertvolle Talsperre in einem Zug erbaut worden sein<sup>26</sup> (Abb. 5). Braun hat die Vermutung ausgesprochen, daß der Turm-

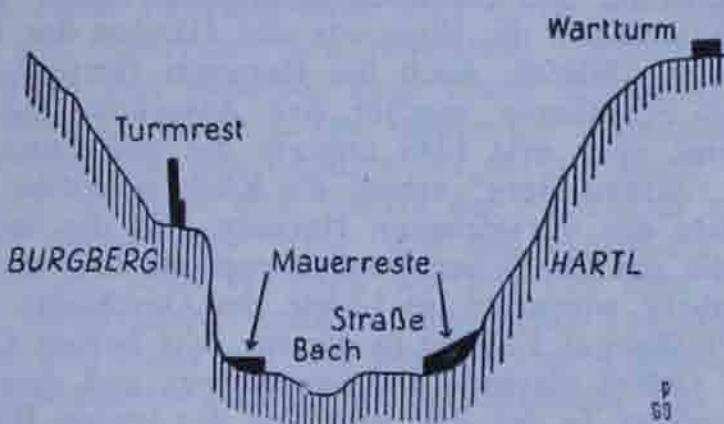


Abb. 5. Ruine Starhemberg, Talsperre im Schindergraben.

rest auf dem Karl-Kogel die Burg Trabolstain (Dreistetten) sei<sup>27</sup>; diese Burg (?) soll nach seiner Auffassung durch eine hohe Holzbrücke mit dem gegenüberliegenden Turm verbunden gewesen sein. Ohne Stützen war diese Brücke infolge der Breite des Grabens in dieser Höhe unmöglich. Waren aber Stützen vorhanden, dann konnte der Belagerer mit Leichtigkeit diese durch Fällen oder Feuer (Holz), bzw. durch Abgraben (Stein) entfernen und so auch den nunmehr freischwebenden Steg auf das äußerste gefährden, ja sogar zum Einsturz bringen<sup>28</sup>. Solche Vorwerke — speculae — wurden lange Zeit für selbständige Burgen angesehen, sind aber nach neueren Untersuchungen Außenwerke größerer Anlagen, wobei in unserem Fall nicht nur die Bergeshöhen als Sichtsicherung, sondern auch das Wasser als Vormarschhindernis zu einer vortrefflichen Talsperre vereinigt wurden<sup>29</sup>.

<sup>26</sup> Böhheim, Burg Starhemberg in: Monatsbl. d. Alt. Ver. z. Wien, 3. Bd., 1890—1892, S. 99; Mayer, Geschichte v. Wiener Neustadt, 1924, 1. Teil, S. 79.

<sup>27</sup> Braun, Trabolstain in: Blätter f. Heimatkd., Beilage der „Wiener Neustädter Nachrichten“ 1930, Folge 1; vgl. Zahn, Steiermärkisches Urkundenbuch, 1875, 1. Bd., S. 586, Nr. 619.

<sup>28</sup> Piper, a. a. O., S. 236.

<sup>29</sup> Schuchhardt, a. a. O., S. 222.

Wie hier bei der Feste Starhemberg die Ringmauer baugestaltend auf die Anlage wirkte, kann dies auch bei anderen Burgen beobachtet werden, so z. B. bei der Feste Aggstein, wo an die südliche Außenmauer spätere Anbauten angefügt wurden<sup>30</sup>, in Ernstbrunn wurden im südlichen Teil des Beringes die Um- und Neubauten aufgeführt<sup>31</sup>, ähnlich dazu die Grundriße von Hartenstein, Krumau am Kamp, Krumbach, Leesdorf, Merkenstein, Mollenburg, Osterburg, Ottenstein und Raabs<sup>32</sup>.

Nach dem Tod Friedrich II. des Streitbaren im Jahre 1246 blieb Starhemberg in Obhut des Deutschen Ritterordens, der hier das Familienarchiv und den Hausschatz des letzten Babenbergers hütete. Während des nunmehr einsetzenden Streites zwischen der deutsch-kaiserlichen und böhmisch-päpstlichen Partei verhielt der Papst den Ritterorden, die Burg vor den Händen der kaiserlichen Partei wohl zu schützen. Auch die Herzogin Gertrud, die Nichte Friedrich des Streitbaren, machte ihre Ansprüche auf Burg und Schatz geltend, aber erst 1248 erfolgte die Aufteilung unter den Erben, den „Starken Berg“ erhielt die Königin Witwe Margarete, eine Schwester des verstorbenen Herzogs. Für die nachfolgenden Jahre sind alle geschichtlichen Quellen versiegzt. Erst das Jahr 1254 läßt Starhemberg wiederum im Lichte der Geschichte erscheinen: durch den Preßburger Frieden in diesem Jahr bekam Ottokar von Böhmen das Gebiet diesseits des Semmerings und damit auch die Feste Starhemberg. In der Zeit vom Tod des letzten Babenbergers bis zur Besitznahme von Ottokar wird mit größter Wahrscheinlichkeit kein Bauvorhaben bestanden haben, da sowohl die Zeiten viel zu unsicher waren und der Verwalter der Burg, der Deutsche Ritterorden, sicher kein Interesse hatte, irgend eine bauliche Veränderung vorzunehmen. Für seine Sicherheit genügte die derzeitige Anlage vollständig. Es kann also die zweite Bauperiode von der Mitte des 3. bis zur Mitte des 4. Jahrzehntes des 13. Jahrhunderts angenommen werden.

Ottokar erließ nach seiner Machtübernahme zwei für die Burgen interessante Dokumente: den Landfrieden aus dem Jahre 1254 und landrechtl. Bestimmungen (L R II). In jenem wird unter anderem bestimmt, daß eine Burg nur der haben solle, dessen Besitz im Umkreis einen Wert von 30 Pfund habe<sup>33</sup>, in diesem, daß „alle Burgen, die in den letzten 20 Jahren gebaut worden waren, zerstört werden

<sup>30</sup> Keiblinger, Die Burg Aggstein in Österreich in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 7. Bd., 1864, S. 1; Reithmayer, Die Burg Aggstein 1911; Piper, Österreichische Burgen, 2. Bd., 1903, S. 4; Binder, Die n.-ö. Burgen und Schlösser, 1. Teil, 1925, S. 29.

<sup>31</sup> Dehio-Ginhart, Handbuch d. Kunstdenkmäler in der Ostmark, I. Bd., Wien und Niederdonau, 1941, S. 196.

<sup>32</sup> Kreutzbrück, Pläne der obgenannten Burgen im n.-ö. Burgenarchiv.

<sup>33</sup> Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, 1. Bd., 1905, S. 504. Vgl. K. H. Ganahl, Versuch einer Gesch. d. österr. Landrechtes in „Mitt. d. Öst. Inst. f. Gesch.-Fg.“ 13. Erg.-Bd. 1935, S. 229.

sollten. Nur mit Erlaubnis des Landesherrn durfte man fürderhin auf seinem Eigen ein stockhohes Gebäude ohne Wehr und Zinnen, nur mit neun Schuh weiten und sieben Schuh tiefen Graben erbauen“<sup>34</sup>. Auch bei den Kirchen, soweit dies geschehen sei, mußte alles Wehrhafte abgebrochen werden, Burgen durften nicht zu nahe aneinander stehen. Es ist aber jedenfalls sehr interessant, daß von diesen Einschränkungen, bzw. Verboten jene Kirchen und Burgen auszunehmen seien, die an der Grenze gelegen, also einen Grenzschutz bildeten. Die Absicht ist klar, Beschränkung der adeligen Macht im Innern des Landes, dagegen Stärkung der Landesverteidigung gegen die äußeren Feinde<sup>35</sup>. Starhemberg bildete den strategischen Kernpunkt des Burgenschutzes für das Piestingtal und der Neuen Welt. Diese Funktion hatte aber durch die Vereinigung der Steiermark mit Österreich ihre Bedeutung verloren, ihre Hauptaufgabe richtete sich nunmehr nach Osten (Ungarngefahr). Diese Feste war daher Grenzschutz und fanden die Verbotsbestimmungen des Landfriedens und des Landrechtes auf sie keine Anwendung.

Nach 1250 wird mit dem Umbau des Südtraktes und mit dem vollständigen Neubau des West- und des westlichen Nordtraktes begonnen worden sein. Während wir uns von dem Südtrakt auf Grund von Abbildungen<sup>36</sup> noch halbwegs eine Vorstellung machen können, kann dies leider von dem Westtrakt nicht behauptet werden; in dem ursprünglichen Zustand ist der nördliche Teil auf uns gekommen, der auf Grund seiner heute noch erhaltenen Bauformen manchen Schluß auf die Bauzeit zuläßt.

Von dem südlichen Wohntrakt ist die äußere Mauer erhalten, die in einem stumpfen Winkel nach Westen bricht. Eine dreifache Geschoßgliederung wie auch Balkenreste und Balkenlöcher sind klar erkennbar. Auch der gegen Westen zugekehrte Mauerrest weist drei Geschoße, Gewölbeansätze und ein an dieser Mauer schräg eingebautes Pförtchen zu einem Söller auf, das auf der angeführten Ansicht noch sichtbar ist. Den westlichen Abschluß des Burghofes bildet ein gewaltiger Mauerrest, der noch Hauptmauern als Trennungsmauern aufweist, auf denen beiderseits Gewölbeansätze sichtbar sind. Im Sommer 1934 wurde hier von mir eine gründliche Sicherung vorgenommen. Der südliche Teil dieses Traktes, wie auch der Mitteltrakt, wurden, um ein Einstürzen zu verhüten, unterfangen. Zu dem ausgebrochenen Rundbogenfenster — nur das südliche Gewände mit Bogen war erhalten — wurde die notwendige stilgerechte Ergänzung durch Steinmetzwerkstücke vorgenommen und anschließend ein Durchlaß mit Rundbogen aufgemauert. Entsprechend dem Charakter des Fensters wurde auch hier der runde Bogen gewählt. Trotz aller Bemühungen, den ursprünglichen Zustand fest-

<sup>34</sup> Vancsa, a. a. O., S. 516.

<sup>35</sup> Dopsch, Entstehung und Charakter des österreichischen „Landrechtes“ in: Archiv f. österreichische Geschichte, 79. Bd., 1893, S. 38.

<sup>36</sup> Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 12. Bd., 1872, S. 155.

bzw. herzustellen — alle erreichbaren Ansichten habe ich herangezogen — ist dies nicht gelungen und mußte daher die Sicherung auf die erwähnte Art durchgeführt werden<sup>37</sup>. Gegen Osten sind an dieser Mauer zwei pfeilerartige Mauerreste erhalten, die einst einer Galerie als Stützen gedient haben, sie waren mit einer schneckenartigen Verzierung verkleidet — spärliche Reste sind bis heute noch erkennbar. Dieser westliche Teil gehört einer viel späteren Bauzeit an, nur die Grundmauern können vielleicht noch in die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt werden. Im westlichen Nordtrakt sind die Mauern in spitzen und stumpfen Winkeln ineinander geschoben. Der gegen Westen freistehende Mauerrest weist auf seinem südlichen Abbruch einen Einschnitt auf, der mehr in einen eingebauten Holzbalken als an einen Kamin denken läßt. Der gegenüber liegende Mauerrest besitzt Gewölbeansätze (Erdgeschoß) und im ersten Stockwerk ein halbwegs gut erhaltenes Gewölbe selbst. Östlich daran schließt sich ein ganz kleiner, durch einen gewaltigen Spitzbogen vom sogenannten „Schatzgewölbe“ getrennter Raum; das benachbarte „Schatzgewölbe“ weist einen unregelmäßigen Grundriß auf und wird von starken rundbogigen Rippen eines eingeschlagenen oder eingestürzten Gewölbes überspannt. Das Gewölbe bestand aus Keil(Wölb-)steinen, seine abgeschrägten Kreuzrippen ruhen ungefähr einen halben Meter über den glasierten Ziegelboden auf den vier Konsolen, von denen sich nur zwei gleichen, der Schlüßstein erhebt sich 4.80 m über den Boden. Eine niedere Tür führt von diesem Raum in den angrenzenden „Säulenraum“<sup>38</sup>. Er war durch eine Mittelsäule in vier Felder geteilt. Die dieser Bauperiode angehörenden ursprünglichen Gewölbe wurden zur Renaissancezeit durch Neugewölbe ersetzt. Heute sind nur mehr die Gewölbeauflagen und Rippenansätze erhalten. Die Renaissancegewölbe sollen im Jahre 1909 durch ein Erdbeben zerstört worden sein<sup>39</sup>.

Der westliche Teil des Südtraktes wurde einer vollständigen Veränderung unterzogen. Die unteren Partien blieben unverändert, dagegen wurde das erste Stockwerk sicher grundlegend umgebaut. Dies läßt sich auch aus alten Ansichten und der erhaltenen Formensprache der geringen baulichen Überreste schließen. Fast ein Jahrhundert war seit der Erbauung der Feste vergangen, die Wohnkultur hatte Fortschritte gemacht und die Räume größer und wohnlicher, die Fenster breit und höher gestaltet und die Dicke der Mauern durch Fensternischen unterbrochen (z. B. in der Ruine Emmerberg).

<sup>37</sup> Halmer, Die Sicherungsarbeiten auf Starhemberg im Sommer 1934 in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, N. F., 8. Bd., 1935, S. 67.

<sup>38</sup> Halmer, Die Freilegung des „Schatzgewölbes“ in der Ruine Starhemberg in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, N. F., 6. Bd., 1933, S. 341.

<sup>39</sup> Halmer, Die Konservierungsarbeiten auf der Ruine Starhemberg im Sommer 1937 in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. v. Nd. u. Wien, 11. Bd., 1938, S. 59.

Kaminanlagen, im zwölften Jahrhundert noch eine Seltenheit, sorgten für die Erwärmung der Räume. Die Räume des ersten Stockwerkes wurden für die damalige Zeit mit modernen Fenstern versehen, es waren zwei Doppelfenster von großer Zierlichkeit (Abb. 6). Bei dem einen erhebt sich auf dem mit einer Arkatur versehenen Sockel mit attischer Basis die schlanke Säule, die ein einfaches Blattkapitell trägt, über dessen Deckplatte sich der dreifache Kleeblattbogen spannt<sup>40</sup>. Die doppelten Mittelsäulen waren durch ein nicht sehr starkes Gewände von einander getrennt. Ich habe diese doppelte

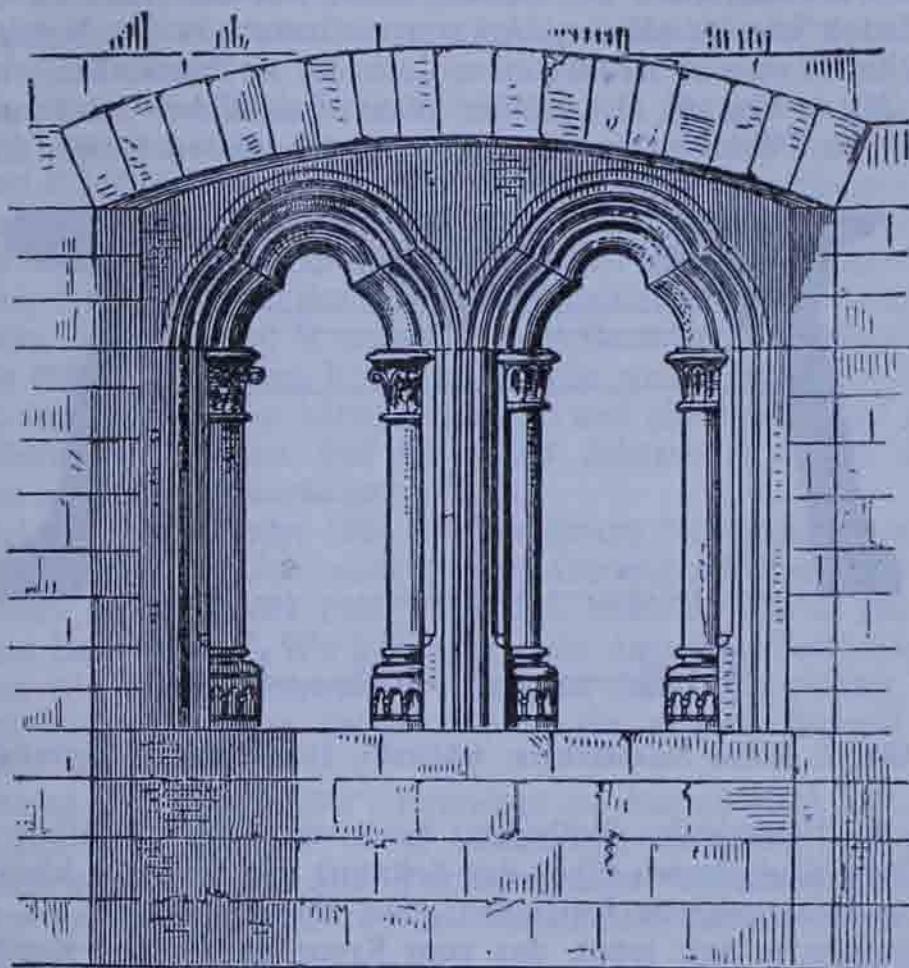


Abb. 8. Ruine Starhemberg, Südtrakt, Doppelfenster.

Säulenbasis auf dem Dachboden des Gasthauses „Zur Ruine Starhemberg“ am Fuße der Burg aufgefunden, es war dort als Balkenunterlage benutzt worden (Abb. 7). Ein Vergleich mit den Maßen zu der Zeichnung in den Berichten und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien<sup>41</sup> (Abb. 8, 9) läßt erkennen, daß hier der Mauerteil zwischen

<sup>40</sup> Lt. freundlicher Mitteilung des Herrn Forstrates Hochleitner, Hernstein, wurde 1887 dieses Fenster in das Museum nach Wiener Neustadt gebracht.

<sup>41</sup> 12. Bd., 1872, S. 154, Fig. 29.

den beiden Säulen viel zu stark gezeichnet ist. Er hat nur die Hälfte einer Basis ausgemacht. Bei dem zweiten Doppelfenster fehlt die Arkatur am Sockel und wird der dreifache doppelte Kleeblattbogen nur von einer Mittelsäule getragen. Die gleiche Arkatur, wie die des ersten Doppelfensters, finden wir beim Karnerportal in Tulln und im Innern dieses Baues bei den Sessionsnischen. Das zweite Doppelfenster gleicht einer solchen Nischenblende im Gesamtaufbau, nur fehlt zum Unterschied von Tulln auf Starhemberg die Arkatur und der Halbkugelschmuck in den Kehlungen der Kleeblattbogen, trotzdem ist die Verwandtschaft der Formen nicht von der Hand zu weisen. Nun finden wir die gleichen Arkaturpostamente in der Normannenkirche in Biéville im Departement Calvados in Frankreich, wie auch in St. Ják in Ungarn. Mit größter Wahrscheinlichkeit wird auch der Dom in St. Pölten solche Basenarkaturen besessen haben, die aber

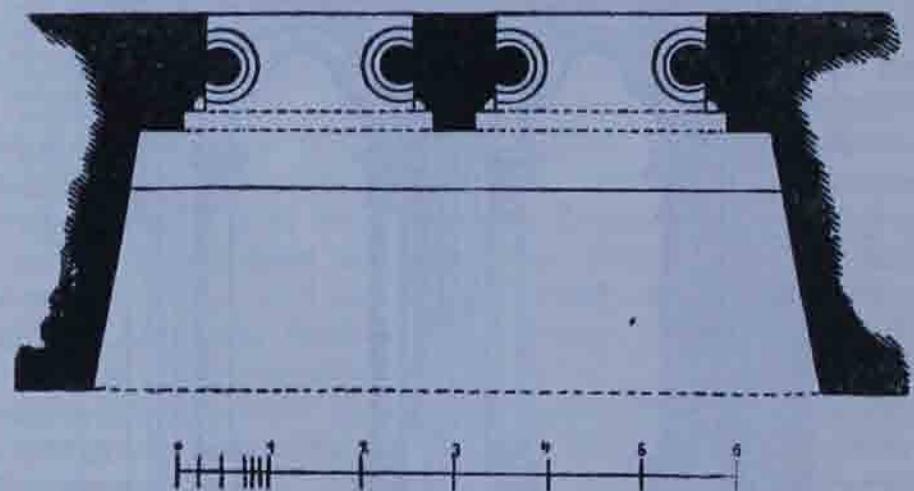


Abb. 9. Ruine Starhemberg, Südtrakt, Doppelfenster, Grundriß.

durch die Hebung des Fußbodens heute nicht mehr sichtbar sind<sup>42</sup>. Dieselben Säulenbasen (über der Arkatur) und Kapitelle können wir auch in Heiligenkreuz feststellen; drei Portale weisen die gleiche Formensprache auf: jenes, das vom Kreuzgang in das Kapitelhaus führt, und die beiden vermauerten im Refektoriumsgang, bzw. im Ostflügel des Kreuzganges<sup>43</sup>. Das einfache Doppelfenster gehörte dem die Süd- und Westseite einnehmenden Eckraum an, der neben diesem Fenster noch ein kleineres gegen den Hof besaß. Die Verbindung zwischen diesen Räumen vermittelte eine Tür. Leider ist die Beschreibung zu ungenau, um sich eine entsprechende Vorstellung von dieser Pforte machen zu können. Da alle übrigen angeführten

<sup>42</sup> Donin, Der mittelalterliche Bau des Domes zu St. Pölten in: Mit. d. V. f. Gesch. d. Stadt Wien, 12. Bd., 1932, S. 44.

<sup>43</sup> Donin, Romanische Portale in Niederösterreich in: Jahrbuch d. kunsthistorischen Institutes d. k. k. Zentral-Kommission f. Denkmalpflege, 9. Bd., 1915, S. 39; Frey-Grossmann, Die Denkmale des Stiftes Heiligenkreuz, Österr. Kunstop., 19. Bd., 1926, S. 8.

Formen mit den genannten Bauten zusammengehen, wäre es immerhin im Bereich der Möglichkeit gelegen, daß die Tür eine ähnliche Baugestaltung erfahren habe wie die Portale vom Stift Heiligenkreuz, vielleicht nur in etwas einfacherer Form. Entsprechend diesen Portalen standen auf jeder Seite zwei abgetreppte Säulen mit attischen Basen und Blattkapitellen, die durch rundbogige Wulste verbunden waren, der Türsturz war gerade<sup>44</sup>. Dieses Portal geht zusammen mit dem ehemaligen Südtor des Stiftes Ardagger, dem vermauerten Eingang der Kirche in Gars (Thunau), dem kreuzgeschnückten Tor der ehemaligen St. Annenkapelle in Hundsheim<sup>45</sup>. Auf Starhemberg befand sich einst in diesem Eckraum in der südöstlichen Ecke auch ein kleiner Ausguß und ein Kamin, dessen Mantel von zwei Säulen getragen wurde, die denen vom Karnerportal in Mistelbach gleichen<sup>46</sup>. Stimmt das, so fällt die Errichtung dieser Heizanlage noch in die Zeit Friedrich des Streitbaren, wurde also bei dem seinerzeitigen Umbau der zweiten Bauperiode errichtet<sup>47</sup>. Interessante Vergleichsstücke hiezu bilden die beiden Kamine in der Feste Liechtenstein bei Mödling. Hier lastet auf der Gesamtkomposition noch eine ungemeine Schwere, der Geist der Romanik ist unverkennbar, man beachte nur die die Mäntel tragenden Konsolen, welche einmal stilisierte Löwenleiber, dann wieder ein bärtiges Gesicht und einen Stierkopf zeigen. Sie können sicher um fünf bis sechs Jahrzehnte früher gesetzt werden als der von Starhemberg<sup>48</sup>.

Bei dem im Sommer 1934 durchgeföhrten Sicherungsarbeiten im Westtrakt kam bei den notwendigen Gerundaushebungen ein gut erhaltenes Ziegelpflaster zum Vorschein, ungefähr  $1\frac{1}{2}$  m unter der heutigen Bodenhöhe<sup>49</sup>. Wir haben also hier denselben Fußbodenbelag vor uns wie im „Schatzgewölbe“. Es kann daher mit größter Wahrscheinlichkeit für diese beiden Trakte die gleiche Bauzeit angenommen werden.

Dieses „Schatzgewölbe“, freigelegt im August 1933, mit seinen wuchtigen und starken, durch Abkantung achteckig gestalteten Diagonalrippen geht in seiner Formensprache vollständig zusammen mit den Kreuzrippen im nördlichen Seitenschiff der Liebfrauenkirche

<sup>44</sup> Sacken, Erläuterungen zur Karte der mittelalterlichen Kunstdenkmäler im Kreise unter dem Wienerwald in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 9. Bd., 1866, S. 84; ders., Kunstdenkmale des Mittelalters im Erzherzogtume Niederösterreich in: Jahrbuch der k. k. Central-Commission, 2. Bd., 1857, S. 106.

<sup>45</sup> Donin, a. a. O., 9. Bd., 1915, S. 60.

<sup>46</sup> Diese beiden Säulen sind vermutlich 1887 weggekommen; freundliche Mitteilung des Herrn Forstrates Hochleitner, Hernstein. Auf dem Aquarell von Franz C. Stettler aus dem Jahr 1832 (2) sind diese Fenster- und Kaminreste noch deutlich erkennbar.

<sup>47</sup> Dieser Hypothese liegt die Abbildung, Fig. 32, in den Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 12. Bd., 1870, S. 155, zu Grunde, die mir genauer und gründlicher scheint als die in derselben Reihe, 9. Bd., 1866, S. 84, Fig. 15.

<sup>48</sup> Fuchs, Burg Liechtenstein bei Mödling in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 40. Bd., 1907, S. 28.

<sup>49</sup> Halmér, Die Sicherungsarbeiten auf Starhemberg im Sommer 1934 in: Mbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, 8. Jg., 1935, S. 67.

zu Wiener Neustadt. Beiden gemeinsam sind auch die Kapitelle, einfach ausgebaucht und nur bei einem einzigen ist eine Zierform bemerkbar<sup>50</sup>. Auch der anschließende „Säulenraum“ hat seine Vorbilder in sakralen Bauten. Die 1937 wieder aufgestellte Säule hat eine Höhe von 3 m, einen Umfang von 2.20 m und einen Durchmesser von 1.05 m<sup>51</sup>. Auf einer Basis mit einfacherem Ablauf ruht der Achteckpfeiler, der im letzten Drittel an den Kanten schwache Einkehlungen besitzt, darüber ohne jede kelchartige Erweiterung die Deckplatte, auf der einst die Rippen auflagerten. Solche Achteckpfeiler können wir u. a. schon im 12. Jahrhundert bei den Stiftskirchen in Seckau und in Klosterneuburg, der Krypta in St. Pantaleon, wie auch in Lilienfeld und Heiligenkreuz feststellen, die dann um die Mitte des 13. Jahrhunderts durch den Einfluß der beiden Bauhütten in Wien und Wiener Neustadt besonders die Bettelordensbauten befruchteten. Diese genannte Einkehlung führte mit größter Wahrscheinlichkeit später, 15. Jahrhundert, zur letzten Formwandlung der achteckigen Pfeiler durch Einschwingen der Seitenflächen, wie dies in Steinakirchen und Ybbsitz in Niederösterreich, in Königswiesen in Oberösterreich oder in der Dominikanerkirche in Graz der Fall ist<sup>52</sup>.

Versucht man auf Grund des kunsthistorischen Vergleichsmaterials eine Datierung vorzunehmen, so kann folgendes Ergebnis angenommen werden: die oben genannten Arkaturen können auf Grund der Forschungen Donins zwischen 1256 und 1260 gesetzt werden; französische Einflüsse sind unverkennbar, weilte doch einige Jahre früher der berühmte französische Architekt Villard de Honnecourt in Ungarn und es ist nicht ausgeschlossen, daß er auf der Durchreise in Österreich befriedend auf die hiesigen Steinmetzen gewirkt hat. Auch die einzelnen Säulenkapitelle und die Kreuzrippen des „Schatzgewölbes“ können in diese Bauperiode gesetzt werden. Etwas später — vielleicht im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts — kann der „Säulenraum“ unter Berücksichtigung der Entwicklung der Achteckpfeiler gesetzt werden, besonders wenn man annimmt, daß die Baurichtung des Nordtraktes eine west-östliche war. Der zwischen diesen beiden Trakten eingespannte Westtrakt ist in seiner Grundform sicherlich in dieselbe Zeit zu setzen, denn es kann nicht

<sup>50</sup> Donin, Der Bau der Liebfrauenkirche zu Wiener Neustadt im 13. Jahrhundert, 1933, S. 5; Mayer, a. a. O., S. 185. Mit größter Wahrscheinlichkeit kann auch die südliche Seitenkapelle der Pfarrkirche von Scheuchenstein bei Miesenbach, N.-Ö., in dieselbe Zeit gesetzt werden. Etwas über dem Fußboden in den vier Ecken auf wulstig gebildeten Konsole ruhen die zierlichen Säulchen, auf denen die vier einfachen, roh abgeschrägten Diagonalrippen sitzen. Der nach abwärts ragende Schlussstein ist mit vier Köpfen geziert. Böhheim, Scheuchenstein in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 28. Bd., 1892, S. 49.

<sup>51</sup> Halmer, Die Konservierungsarbeiten auf der Ruine Starhemberg im Sommer 1937 in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, 11. Jg., 1938, S. 59.

<sup>52</sup> Donin, Die Bettelordenskirchen in Österreich in: Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, 3. Bd., 1935, S. 162 ff., 359.

angenommen werden, daß zwischen dem Nord- und Südtrakt nur die Umfassungsmauer als Bindeglied gedient hat. Es hat sich bei dem Südtrakt, zum Unterschied von dem Nord- und Westtrakt, die Neubauten waren, um einen Umbau gehandelt.

Alle die charakteristischen Formen dieser Architekturteile weisen auf eine spätromanische frühgotische Bauhütte, deren Hauptsitz in Wien war, die aber auch in St. Pölten — der Dom — und in Wiener Neustadt — die Liebfrauenkirche — eine reiche Tätigkeit entwickelt hat. Es darf nicht übersehen werden, daß in den Sitzen dieser Bauhütte vor allem sakrale Bauten geschaffen wurden, die natürlich zum Unterschied eines Wehrbaues — man vergleiche nur das Knospenkapitell im „Schatzgewölbe“ mit dem im nördlichen Seitenschiff der Wiener Neustädter Liebfrauenkirche — einen formenreicheren Schmuck aufweisen.

Von Frankreich ausgehend, ist diese Baugesinnung mit ihren normannisch-südfranzösischen Formen an einer Reihe deutscher Bauten — Lehnin, Worms, Gelnhausen, Regensburg, Bamberg — zu beobachten und an einer nicht geringen Zahl von Architekturteilen wie Säulenbasen und Kapitellen in Niederösterreich wiederzufinden, das im 13. Jahrhundert kein „unbebautes Land“ war, sondern bereits auf ein reiches Bauschaffen zurückblicken konnte. War auch nach dem Tode Friedrich des Streitbaren im Jahre 1246 ein Stillstand eingetreten, im folgenden Interregnum nichts Neues geschaffen worden, so wurde nach der Machtübernahme durch den Premysliden Ottokar II. eine reiche Bautätigkeit entfaltet, die durch seine Beziehungen zu seinem Vaterlande Böhmen und zu Westungarn eine beachtenswerte Förderung erfahren hat. In eine solche kunstgeschichtliche Entwicklung ist diese Bauzeit der Burg Starhemberg einzureihen und sie möge daher als die ottokarische bezeichnet werden<sup>53</sup>.

An der Hofseite des Südtraktes erheben sich parallel laufende Mauern, die in ungefähr 1½ bis 2 m Höhe Gewölbeansätze, bzw. den Rest des Gewölbes besitzen. Es sind die Reste der Annakapelle. An der Innenseite der noch stehenden Außenmauer ist eine gotische Basis erkennbar, wenige Schritte westlich davon ragt ein Säulenstumpf empor. Dazwischen eine Fensteröffnung, darüber die Spur von Gewölberundbogen und seitlich davon beiderseits die Ansätze zum Gewölbe. Auf der ihr gegenüber liegenden Mauer ist eine heute vermauerte Fensteröffnung erkennbar. Der westliche Abbruch dieser Mauer besitzt eine strebepfeilerartige Mauer verstärkung. An der Nordseite dieser Mauer sind mehrere Balkenlöcher sichtbar. Mit größter Wahrscheinlichkeit war der nach der heiligen Linie ausgerichtete Raum zweijochig mit anschließender Apsis. Die im Mittelalter übliche Trennung der Menschen in vornehme und geringe, in

<sup>53</sup> Donin, Neue Forschungen über die romanische Kunst Österreichs, insbesondere des Bundeslandes Niederösterreich in: Jb. f. Lkde. v. N.-Ö., 23. Jg., 1930, S. 134.

Adel und dienendes Volk, spiegelt sich in der Baugestaltung des Kultraumes wieder und schafft die zweigeschossige Burgkapelle, wobei der schwere und gedrückte untere Raum mit dem hohen und helleren oberen durch eine Öffnung in Verbindung tritt (vgl. Eger, Nürnberg). So wird auch hier auf Starhemberg die innere Baugestaltung gewesen sein. Der Zugang in das obere Geschoß war wie in Nürnberg von dem anstoßenden Saalbau aus möglich. Für die Datierung kann die erhaltene Säulenbasis herangezogen werden. Dieser Sockel gliedert sich in zwei Teile, von denen der untere gegenüber dem oberen etwas vorspringt, eine schwache Hohlkehle

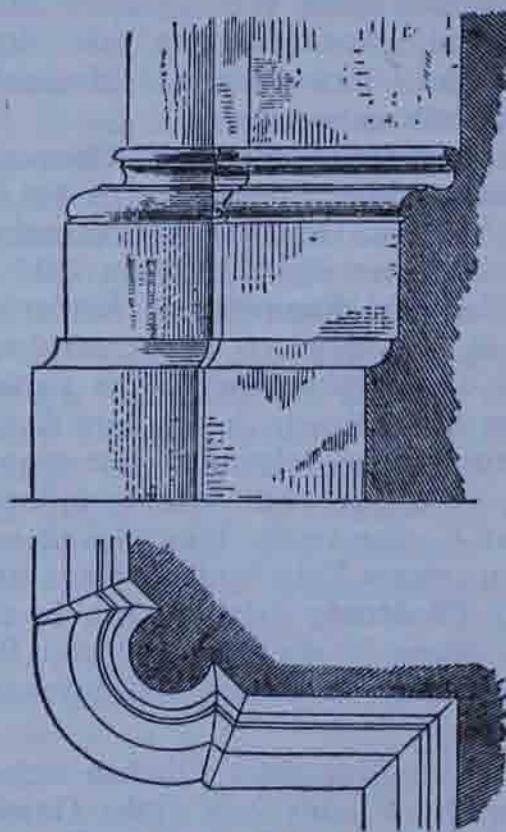


Abb. 10. Ruine Starhemberg, Annakapelle, Säulenbasis.

ist zwischen beiden Teilen eingeschoben, darüber ein Wulst mit aufsitzender Tellerbasis, auf der einst die Säule sich erhob (Abb. 10). Nun geht das Profil dieses Sockels vollständig zusammen mit den Sockeln der Freipfeiler im Albertinischen Chor bei St. Stefan in Wien (Abb. 11) und in der Pfarrkirche in Steyr. Nach dem Stiftungsbuch von Zwettl haben die Wiener Bürger die Erweiterung der Stefanskirche im Jahre 1304 beschlossen und wird bald nachher mit dem Bau begonnen worden sein. Am 23. April 1340 erfolgte die Einweihung dieses Chorbaues durch den Bischof von Passau. Können nun diese Freipfeiler des Mittelschiffes mit ihren dreistufigen Sockeln und runden Tellerbasen nach den Untersuchungen Donins etwas vor 1340 gesetzt werden, so kann dieselbe Zeit für die Errichtung der Annakapelle angenommen werden, vielleicht sogar mehr gegen die

## Ruine Starhemberg — Versuch einer Baugeschichte

235

### VERTIKALSCHNITT UND ANSICHT DES CHORPFEILERS

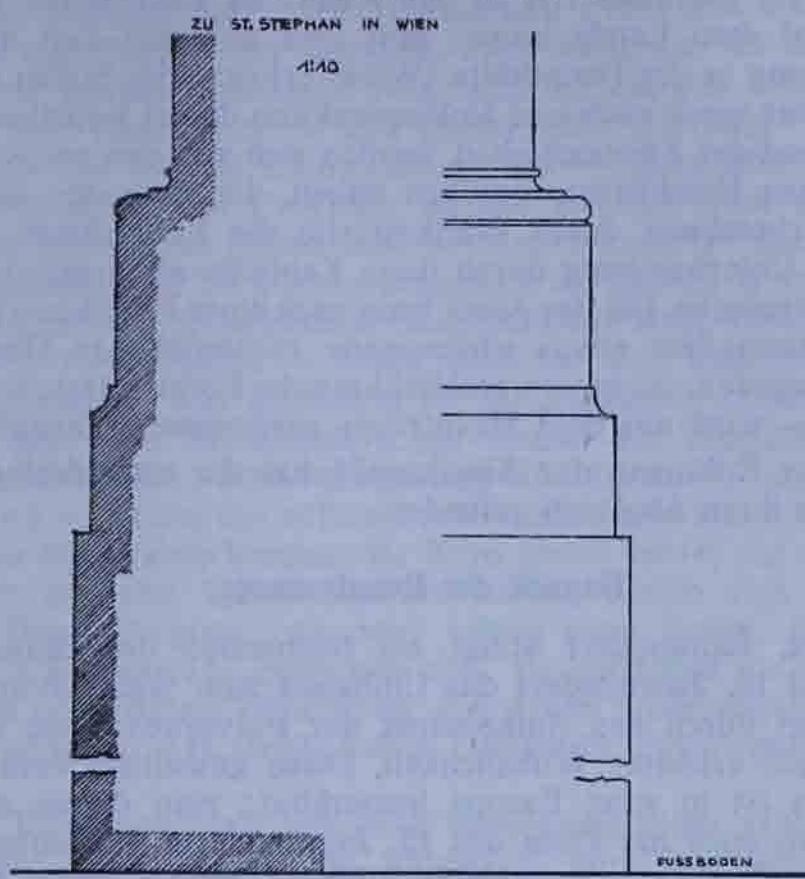


Abb. 11. Ruine Starhemberg, Vertikalschnitt und Ansicht des Chorpfeilers zu St. Stephan in Wien.

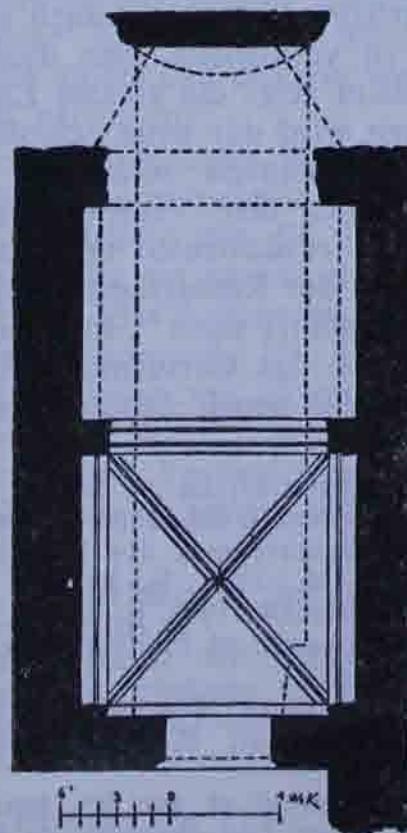


Abb. 12. Ruine Starhemberg, Annakapelle, Grundriß.

Mitte des 14. Jahrhunderts, da das Fußfassen einer neuen Formensprache auf dem Lande immer erst eine geraume Zeit nach der Baugestaltung in der Haupthütte (Wien) erfolgte. St. Stefan als Vorbild gestattet somit auch eine Rekonstruktion dieses Kapellenraumes. Entsprechend der Zweijochigkeit werden sich von den sechs Sockeln die einfachen Runddienste erhoben haben, die entweder als solche ohne Unterbrechung durch Blattkapitelle die Kreuzrippen bildeten oder nach Unterbrechung durch diese Kapitelle als profilierte Birnstäbe hervorgingen. Bei der Apsis kann nach einer Planskizze (Abb. 12) auf eine vermutlich etwas eingezogene rechtwinkelige Gestalt geschlossen werden, die innere architektonische Form — Basen, Dienste, Gewölbe — wird mit dem Hauptraum zusammen gegangen sein<sup>54</sup>.

Mit der Erbauung der Annakapelle hat die romanisch-gotische Bauperiode ihren Abschluß gefunden.

### Bauzeit der Renaissance.

Das 14. Jahrhundert bringt ein Nachlassen des Burgenbaues, das 15. und 16. Jahrhundert das Umbauen zum wehrhaften Prunkbau, bedingt durch das Aufkommen der Pulvergeschütze und das Streben nach erhöhter Wohnlichkeit. Diese gewaltige Veränderung der Bauten ist in ganz Europa bemerkbar; man denke z. B. an England, wo noch am Ende des 15. Jahrhunderts Neubauten selten sind und neben den Verteidigungstürmen schon große Fensteröffnungen beobachtet werden können. Den oberen Abschluß der Umfassungsmauer bilden mehr oder weniger umgeformte Zinnen und trotz des schloßartigen Charakters nach außen hin ist der burgliche Grundriß nicht zu erkennen, man denke an Hurstmonceau Castle<sup>55</sup>. Auch Schottland zeigt die gleiche Entwicklung: unter Benutzung der Burgenlage wird der neue Schloßbau gestaltet — Stirling, Linlithgow und Edinburgh seien als Beispiele genannt<sup>56</sup>. Frankreich läßt gleichfalls den Verteidigungszweck hinter dem Wohn- und Prunkzweck zurücktreten und vereinigt reizvoll burgliche Architektur mit der der Renaissance, wofür Langeais, Josselin und Larochefoucauld angeführt seien<sup>57</sup>. In Italien herrscht im Mittelalter vor allem der Typus des viertürmigen Kastells vor, der dann gleichfalls im Interesse der neuen Zeitströmung die entsprechende

<sup>54</sup> Riewel, Die Stadtpfarrkirche zu Steyer in Ober-Österreich in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 9. Bd., 1866, S. 100; 12. Bd., 1872, S. 156; Tietze, Geschichte und Beschreibung des St. Stephans-Domes in Wien in: Österr. Kunstop., 23. Bd., 1931, S. 7, 221; Donin, Der Wiener Stephansdom und seine Geschichte, 1946, S. 42.

<sup>55</sup> Mackenzie, The castle of England. Their story and structure, 1897.

<sup>56</sup> Richardson-Simpson, The castle of Stirling. Ancient Monuments and Historic Buildings, 1936; Mackenzie, The Mediaval Castle in Scotland, 1925.

<sup>57</sup> Debray, En Touraine et sur les bords de la Loire, 1929; Encyclopédie, par l'image. Les châteaux de France, 1927.

Änderung erfahren hat, z. B. Torrechiara, Fénis und Cavernago<sup>58</sup>. Auch an den Burgen der Schweiz, man denke nur an die um den Thunersee, wurden Umbauten vorgenommen und das Wehrhafte zugunsten des Wohnhaften in den Hintergrund gedrängt<sup>59</sup>. Deutschland weist die gleiche Baugestaltung auf — Langenburg, Mespelbrunn, Neuenburg bei Freyburg an der Unstrut seien genannt — und auch in unserem Heimatland ist baulich dieselbe Entwicklungsweg zu beobachten. So können besonders die Bauten in und nördlich der Alpen ihren ursprünglichen Burgcharakter nicht verleugnen, der alte Turm — Berchfrit — bleibt auch für das Renaissanceschloß ein Wahrzeichen, was gleichfalls für die Ecktürme, Mauerringe und Graben gilt. Man durchblättere nur einmal die Topographien von Merian und Vischer! Eine regelmäßige Grundrißgestaltung — Italien, Frankreich — ist bei uns selten, bei Höhenanlagen fast nie zu finden, höchstens bei Wasserburgen, der Kern bleibt immer ein romanisch-gotischer, der eine Renaissanceverkleidung erhält, man denke nur an die Wendeltreppen, die sehr selten einer freien, großen und geraden Stiegenanlage gewichen sind. Es entstehen die uns so zusagenden malerischen Bauformen, von denen unser engeres Heimatland so reich ist, z. B. Greillenstein, Ottenstein, Schallaburg, Steyersberg<sup>60</sup>.

Die Renaissancezeit mit ihrer hochentwickelten Wohnkultur — große und hohe, lichterfüllte Räume — baut fast alles auf dem „Starken Berg“ in ihrem Sinn um, errichtet Neubauten und schafft jene Anlage, die im ruinösen Zustand auf uns gekommen ist. Welch' heitere und belebte Formen des inneren Burghofes. Hier spielte sich das reiche Leben dieser Zeit ab. Wer würde eine solche architektonische Fröhlichkeit hinter den nur mit wenigen Öffnungen versehenen Außenmauern vermuten?

Die im nachhinein beschriebenen Bauteile gehören mit größter Wahrscheinlichkeit der Renaissancezeit an, wobei aber die Erhaltungsarbeiten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, meistens in Ziegel ausgeführt, man denke nur an das erste spitzbogige Eingangstor aus den Jahren 1833—1834<sup>61</sup>, manche Veränderung vorgenommen haben. Dieses hohe neugotische Tor führt in den Zwinger, der links von einer noch teilweise mit Zinnen gekrönten Mauer umschlossen ist. Auf dieser ist deutlich noch der Wehrgang sichtbar. Rechts leitet eine schwache Verbindungsmauer zur Turmkapelle. Das Mauerwerk des Turmes in seinem obersten Teil ist nicht mehr

<sup>58</sup> Gablentz, Die italienische Burgenfahrt der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, 1937.

<sup>59</sup> Die Burgen und Schlösser der Schweiz, hgb. unter Mitwirkung der Schweiz. Vereinigung zur Erhaltung der Burgen und Ruinen, 1929, ff.

<sup>60</sup> Vgl. Donin, Niederösterreichische Renaissanceschlösser als Wehrbauten in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, N. F., 1. Bd., 1928, S. 26, 63.

<sup>61</sup> Halmer, Zur Torfrage der Feste Starhemberg in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, N. F., 5. Bd., 1932, S. 60.

so sorgfältig gearbeitet. Die Fenster sind rechteckig und besitzen unter den Sohlbänken eigenartige Pechnasen. „Die aus einem Steinbalken bestehende (nicht vorstehende) Sohle eines rechteckigen Fensters ragt beiderseits über das Gewände etwas hinaus und ruht mit den beiden Enden auf je einem nach außen vorragenden formabgeschrägten Wangenstück, welches seinerseits von einem noch weiter vorstehenden Kragstein getragen wird. Zwischen den Wangen ist eine entsprechend weitere Fensteröffnung“<sup>62</sup>, die einst eine Steinplatte pultartig überdeckte. Der Verteidiger konnte so — durch das Fenster — nicht nur in die Ferne spähen und schießen, sondern vom gleichen Standpunkt durch die Pechnase nach unten schießen und gießen. Es dürften zwölf solcher Pechnasen vorhanden gewesen sein.

Bei dem Eingang in die Turmkapelle erhebt sich ein zwischen den beiden Zwingermauern schräggestellter Pfeiler. Sein unterer Teil ist sockelartig verbreitet und führt mit einer Schrägen (Wasserschlag) zum schlanken Oberbau über. Seine Bedeutung ist bis heute rätselhaft; er wird als Träger für einen selbständigen, überdachten Wehrgang, als Glockenstuhlträger, als Windelager eines Aufzuges zum Einbringen von Vorräten in den Turm bezeichnet. Alle diese Lösungsversuche befriedigen nicht. Auch steht nicht fest, ob dieser Pfeiler erst im 18. Jahrhundert erbaut worden war. Der schlanke Pfeiler, der bezeichnenderweise in der Höhe des ersten Stockwerkes endet, wird mit größter Wahrscheinlichkeit für einen Zugang aus Holz gedient haben, der auf der einen Seite zur Turmkapelle, auf der anderen zu einer nicht mehr erhaltenen Baulichkeit führte. Dieser Zugang konnte auch die größte Breite des Pfeilers, nämlich die der Diagonale des viereckigen Querschnittes haben, wodurch auch die Schrägstellung des Pfeilers erklärt wäre.

Die linke Zwingermauer wird durch eine runde, mit einem sehr gut erhaltenen Wulst versehene Bastion unterbrochen. Bei diesem Halbrondell war einst der oben als erstes Tor festgelegte Eingang. Die Zwingermauer ist an dieser Stelle nur mehr in Bodenhöhe erkennbar. Die nördliche Seite des Zwingerteiles von der Turmkapelle an, nimmt eine schwache Verbindungsmauer mit dem Tor zu dem als „Waffenplatz“ bezeichneten Vorraum und die Reste der südlichen Wohnbauten ein. Eine hohe Mauer gegenüber der zweiten Bastion ist noch im halbwegs guten Zustand und besitzt vier Fensteröffnungen, von denen die oberen kleiner sind. Die Westseite dieser Mauer weist gewaltige Balkenlöcher wie auch den Schlauch eines Kamines auf. Der Nordtrakt des Burghofes besitzt im Erdgeschoß sieben Fensteröffnungen, von denen sich keine im guten Zustand befindet. Nach dem zweiten Fenster, in der West-Ost-Richtung gezählt, ist ein großer Mauerdurchbruch, der mit größter Wahrscheinlichkeit als Eingang zu dem Stiegenhaus gedient hat, nach dem siebenten Fenster ein Flachbogen, unter dem sich in

<sup>62</sup> Piper, Österreichische Burgen, 1. Bd., 1902, S. 201.

Schrägstellung der Eingang zur Küche befindet. Im ersten Stock sind neun Fenster, von denen sich drei noch im guten Zustand befinden. Alle Fenster weisen die gleiche Hausteignumrahmung mit vorstehendem Sturz und Sohlbank auf. Darüber zieht, gleichfalls noch teilweise gut erhalten, unter einem Gesims ein Sgraffitofries mit Spiralornament hin. Über dem Gesims erhebt sich das zweite Geschoß, dessen Zustand ein sehr schlechter, aber trotzdem an den Fensterresten noch deutlich erkennbar ist. Die nördliche Außenmauer dieses Traktes läßt die Ansätze von aneinander gereihten Satteldächern erkennen. Die Renaissancetreppe im Stiegenhaus besaß einst zwei Podeste, deren spärliche Reste noch erhalten sind. Der „Antritt“ befand sich links, der „Austritt“ an der rechten Trennungsmauer oben bei der Maueröffnung, zu beiden Seiten des kleinen Fensters in verschiedenen Höhen sind die Gewölbeansätze der zwei Podeste, an der östlichen Trennungsmauer zwei gut erhaltene Konsolen. Diese Treppenanlage führte in den herrlichen Saal, der das erste Geschoß vom Stiegenhaus bis zur Küche einnahm. Die westlichen Räume des Nordtraktes waren nicht unterkellert, diese dagegen schon und er besitzt in geringer Bodenhöhe des Burghofes kleine Fensteröffnungen, von denen das an der Nordseite gelegene Trapezform besitzt. Die nächste Trennungsmauer reicht nur bis zum ersten Geschoß, wodurch zwei Räume im Erdgeschoß gebildet werden und ist so eine Stütze für den darüber liegenden Saal. Daß diese Mauer nur bis zum ersten Stock gereicht hat, ist auch an dem Fenster auf der Nordseite erkennbar, das sich gerade über dieser Trennungsmauer befindet. Der Saal weist von innen einen vermauerten Söller auf. An der Außen- und Innenmauer sind noch deutlich die Kellergewölbeansätze sichtbar. Es dürften vier Kellerräume vorhanden gewesen sein, die ihre Belichtung durch die bereits erwähnten kleinen Fensterluken erfahren haben. Die nördlich gelegene Mauer im Raum oberhalb der Küche zeigt eine Reihe fensterartiger Öffnungen, die merkwürdigerweise nicht neben- oder übereinander, sondern in einer eigenartigen schrägen Lage angeordnet sind. An der Nordostmauer ist ein Mörtelstreifen sichtbar, der in der Nordsüdrichtung ansteigt; auch Balkenlöcher folgen der ansteigenden Linie. Es dürfte dies der Aufstieg in die Dachräume gewesen sein. Vielleicht lagen hier die Gesindewohnungen. Die östliche Hofmauer weist deutlich einen Unterschied in der Gliederung der Fassade gegenüber der des Nordtraktes auf. Diese hat ein Erdgeschoß und zwei Obergeschoße, jene läßt ein Erdgeschoß und drei Obergeschoße erkennen. Zu ebener Erde sind eine Tür und vier Fensteröffnungen, im ersten Geschoß fünf Fenster, die an Größe denen des Nordtraktes gleichen, im zweiten Geschoß dieselbe Zahl in bedeutend kleinerer Form, das dritte Geschoß besitzt drei kleine dachlukenartige Öffnungen. In dem nördlichen Teil der östlichen Außenmauer befindet sich die interessante Abtrittanlage. Gleichen sonst die Abritte den Pechnasen, erkerartig über die Mauer hinausragend, nach unten geöffnet, so ist hier ein streber-

pfeilerartiger, bis zum Boden des „Waffenplatzes“ reichender Mantel herumgelegt. Die seitliche Abraumöffnung ist heute noch sichtbar. Der Schacht ist bis zum ersten Geschoß einfach, von hier an durch eine dünne Ziegelmauer, die auf einem in der Mitte ruhenden Tragstein lagert, zweigeteilt. Es diente somit die linke Hälfte den Bedürfnissen des ersten, die rechte denen des zweiten Geschoßes. Von diesem Raum mit seinem Doppelabtritt ist der untere Teil vollständig verschüttet, sodaß heute nur mehr der erste und zweite Stock erkenntlich sind. Die Hofseite hat zwei große Fenster, Balkeneinschnitte, zwei kleine Fenster, die Ostseite einen gut erhaltenen, aus Ziegeln bestehenden Mauerbogen, zwei Fenster, darüber eine Reihe von Balkenlöchern und dachlukenartige Öffnungen. Diese Mauer weist einen kleinen Trennungsmauerrest auf, woraus zu schließen ist, daß über dem Untergeschoß ein zweigeteilter Raum bestanden haben dürfte. Die Trennungsmauer gegen Süden zeigt eine Türöffnung und reicht bis zum zweiten Geschoß. Der nächste Raum ähnelt diesem. Die Fenster an der Hofseite liegen übereinander. Das Untergeschoß ist verschüttet, sodaß nur der erste Stock und das Obergeschoß zu erkennen sind. Die Ostseite der Mauer, die in ihrer Gänze ungemein stark ist — romanisch-gotische Bauperiode —, weist einen z-förmigen Einbau auf, der gegen außen, dem „Waffenplatz“ zu, durch eine dünne Mauer in Mannshöhe abgeschlossen wird. Die verschiedenen Deutungen, wie Auslug, Poterne oder ein Abtritt, aus mittelalterlicher Zeit befriedigen nicht. Anschließend ein kellerartiger Raum mit einem noch gut erhaltenen Fenster, Balkenöffnungen beiderseits und Spuren von Holzresten an dem Mauerwerk. Daß die gegen Westen diesen Raum abschließende Mauer nicht bindet, ist wieder ein Beweis für die Errichtung dieses Mauerzuges als Umfassungsmauer in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die angrenzenden Räume besitzen gewaltige Gewölbe im Untergeschoß (?), mit größter Wahrscheinlichkeit Reste aus demselben Jahrhundert.

Der an der Südseite des Hofes gelegene Mauerrest hat keinen Zusammenhang mit der östlichen Hofmauer. Er besitzt einen gewölbten Durchlaß, darüber eine größere Öffnung, links eine Konsole, in der Höhe des Erdgeschoßes ein ausgebrochenes Fenster und darüber drei ungleiche Maueröffnungen, links davon gleichfalls eine Konsole. An diesem Mauerrest sind zwei große Gewölbeansätze und pfeilerartige Mauerstümpfe sichtbar. Es waren vermutlich Träger eines Ganges gegen die Hofseite, wie solche auch der Westtrakt gegen den Schindergraben mit einer schneckenartigen Verzierung aufweist.

Der „Turnier-“ oder „Waffenplatz“ wird neben den bereits besprochenen Baulichkeiten — Turmkapelle, Palas — von einer schrägen Trennungsmauer, die einen Durchlaß aufweist<sup>63</sup>, vom Zwinger

<sup>63</sup> Halmer, Die Sicherungsarbeiten auf Starhemberg im Sommer 1935 in: Monatsbl. d. V. f. Lkde. u. Hmschtz. v. N.-Ö. u. Wien, N. F., 9. Bd., 1936, S. 29.



Abb. 1. Ruine Starhemberg, alter Berchfrit (?),  
Phot. Halmer.



Abb. 3. Ruine Starhemberg, Palas, Nordostwand mit Abtritt,  
Phot. Halmer.



Abb. 2. Ruine Starhemberg 1807. Ansicht von Osten.



Abb. 4. Ruine Starhemberg 1817, Zwinger, zweites (erstes) Tor und Pfeiler.

Tafel IV.



Abb. 13. Ruine Starhemberg, Inschrift am Forsthaus.  
Phot. Halmer.



Abb. 7. Ruine Starhemberg, Südtrakt,  
Säulenbasis eines Doppelfensters.  
Phot. Halmer



Abb. 6. Ruine Starhemberg, Südtrakt, Doppelfenster.  
(Aus: BMAV. 1872, S. 155, Fig. 30.)

getrennt. Gegen Westen erhebt sich die zum Teil oben abgedachte Umfassungsmauer, die schießartige Öffnungen und eine Menge Balkenlöcher für den Wehrgang erkennen läßt. An diese westliche Mauer schließt sich im Norden eine zinnenbekrönte, mit zwei Eckbastionen an. Auch hier sind Balkenlöcher für den Wehrgang deutlich sichtbar. Wegen des abfallenden Bodens wurde diese stufenförmig errichtet. Auch die Ostseite wird von einer zinnenbekrönten Mauer mit Balkenlöchern eingefaßt. Parallel zur nördlichen Umfassungsmauer zieht zum Ausgleich des Bodens fast in der Mitte des Platzes eine Mauer, die vermutlich als eine Futtermauer anzusehen ist<sup>64</sup>.

Am südlichen Hang des Burgberges sind noch die geringen Mauerzüge erhalten, die einst sich wohl vom westlichen wie vom östlichen Ende der südlichen Baulichkeiten als gewaltiges Vorwerk fast bis zur Talsohle erstreckten und so mit dem südlichen Mauerzug der Burgenanlage ein großes Rechteck bildeten. Die Vervollkommenung des Pulvergeschützwesens wird diese Erweiterung der Befestigungsanlagen notwendig gemacht haben.

Innerhalb welcher Zeitperiode kann die Errichtung dieser oben beschriebenen Bauteile gesetzt werden? Die im Hofkammerarchiv erliegenden Akten über die Herrschaft Starhemberg, welche den Zeitraum von 1457 bis 1725 umfassen, sprechen merkwürdiger Weise nur von reinen Erhaltungsarbeiten und nicht von Neubauten. „Die ersten Belege von angewiesenen Baugeldern stammen aus der Pfandzeit Felicians von Petschach“<sup>65</sup> aus den Jahren 1526 und 1528. In diesen ist bereits von der Baufälligkeit des ganzen Schlosses die Rede, weil es „ein weites Haus“ ist. Die Anlage wird also bereits als Schloß und weites Haus bezeichnet, diese Bezeichnung ist hier im Sinne von groß aufzufassen. Es muß daher um diese Zeit die Anlage schon eine beträchtliche Ausdehnung besessen haben. Da der von Zahn gründlich durchgearbeitete Aktenbestand niemals von Neubauten, sondern immer nur von dringenden Erhaltungsarbeiten spricht, kann der Renaissancebau nicht in die oben angeführten Zeiten von 1526 — schon 1523 erfolgte die Mitteilung von Bauschäden — bis 1725 gesetzt werden. Die Errichtung muß also vorher liegen. Zieht man noch die geschichtlichen Ereignisse heran, so darf folgendes nicht übersehen werden: im Jahre 1480 wird die Feste von den Ungarn heftig bedrängt, zwar nicht eingenommen, aber zwei Jahre später kam sie doch unter dem Pächter Sigmund Spaur in die Hände des Mathias Corvinus<sup>66</sup>, der sie bis 1491 behielt. Die Wegbereiter der neuen Baugesinnung waren die Söhne des niederösterreichischen Adels und Bürgertums, die vor allem in Padua,

<sup>64</sup> Der Platz ist viel zu uneben und zu klein für einen „Turnierplatz“. Solche Plätze wurden meistens im Tal angelegt. Es darf nicht übersehen werden, daß Turniere nur vom 12. bis zum 14. Jahrhundert abgehalten wurden. Damals bestand diese Anlage noch gar nicht.

<sup>65</sup> Becker, a. a. O., III/2, S. 215.

<sup>66</sup> Kirchliche Topographie, 6. Bd., 1826, S. 194.

Siena, Perugia und Bologna studierten, und das Gedankengut auch auf baulichem Gebiet über die Alpen brachten<sup>67</sup>. Schon im 15. Jahrhundert hatte die Renaissance in Böhmen und Ungarn ihren Einzug gehalten und es wird die Erscheinung des „Renaissancefürsten Mathias Corvinus“ auf dem Boden Niederösterreichs auf baulichem Gebiet nicht ohne Einfluß geblieben sein. Dagegen hatte die Zeit nach dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts wegen der drohenden Türkengefahr sicher nicht an einen solch gewaltigen Umbau gedacht. Neben diesen beiden Grenzpunkten geschichtlichen Geschehens können auch zwei steinerne Wahrzeichen als Zeugen herangezogen werden. An der linken Seitenwand des heutigen Forsthauses, am Fuß des Burgberges, befindet sich ein sehr stark abgehauernes Wappen, das nach seinen Formen zweifellos der Renaissancezeit angehört. Es handelt sich um das Wappen der Familie Spaur<sup>68</sup>. Der Wappenschild zeigt (in Silber) einen doppelgeschwanzten (roten) Löwen, der in den Vorderpranken einen (goldenen) Becher hält<sup>69</sup>. Es läge nun immerhin im Bereich der Möglichkeit, daß dieser genannte Sigmund Spaur III., 1480 bis 1491 Pfleger auf Starhemberg, nach 1482 mit dem Umbau begonnen und auf einem solchen fertiggestellten Renaissancetrakt sein Wappen angebracht hatte. Alle früheren Spaur scheiden aus stilkritischen Gründen aus. Zu dem Forsthaus, dem ehemaligen Maierhof, steht zum Unterschied der an diesem gleichfalls angebrachten Tafel, die vom Brand und dem Wiederaufbau dieses Hofes kündet, dieses Wappen in keiner Beziehung. An derselben Seite des Forsthauses befindet sich eine rätselhafte Inschrift (Abb. 13). Diese Inschrift ist offenbar keine Geheimschrift in kryptographischen Sinn, sondern es dürfte sich nur um Initialabkürzung eines Namens (Baumeister?) handeln, die Zeichen der zweiten Zeile stellen vermutlich die Abkürzungen der Berufsbezeichnung dar. Das mittlere Zeichen dürfte die Ligatur „&“ sein. Ob der erste Buchstabe dieser Zeile ein spiegelbildliches D oder die Ligatur CI (Ct?) sein soll, ist unklar. Gegen das spiegelbildliche D würde die kultivierte Form des Buchstabens, die offenbar von geübter Hand herrührt, sprechen<sup>70</sup>. Die halbrunde Unterbrechung des Querbalkens vom H weist auf die Renaissancezeit hin. Der Verfasser konnte im Jahre 1937 dasselbe Zeichen an der nordöstlichen Strebepfeilerwand beim Chor an der Nordseite der Liebfrauenkirche in Wiener Neustadt feststellen. Nun arbeitete im Jahre 1491 als

<sup>67</sup> Donin, Die Baukunst in Wien und Niederdonau von etwa 1530 bis 1690 in: Ginhart, Die bildende Kunst in Österreich, „Renaissance“ und Barock (von etwa 1530 bis 1690), 1939, S. 119.

<sup>68</sup> Wurzbach, Biographisches Lexikon, 36. Bd., 1878, S. 97, 102, 103.

<sup>69</sup> Siebmacher, Wappenbuch, 4. Bd., Abteilung 4, Österreichischer Adel, Niederösterreich, II, S. 168.

<sup>70</sup> Diese Buchstabenform erinnert etwas an die klassischen Buchstaben der Trajanssäule in Rom, vgl. Johnston, Schreibschrift, Zierschrift und angewandte Schrift, 1910; freundliche Mitteilung des Herrn Ministerialrates Goetz, München.

Bauverwalter an dieser Kirche ein Caspar Holtzer, was aus einer Inschrift in der Silbersakristei ersichtlich ist. Könnte vielleicht an diesen Holtzer gedacht werden? Der Anfangsbuchstabe, wie auch alle Zeitumstände würden dafür sprechen. Man möge auch bedenken, daß die Wiener Neustädter Bauschule von jeher die Umgebung stark beeinflußt hat, es seien nur die Namen Pusika und Werpacher genannt, deren Einfluß nicht nur stilkritisch sondern auch urkundlich nachweisbar ist<sup>71</sup>. Die Abkürzung pf könnte hier als praefectus = Amtmann, Vogt, Pfleger, gedeutet werden<sup>72</sup>.

Ob der im ruinösen Zustand auf uns gekommene Renaissance-Trakt schon vor 1568 die jetzt noch erhaltene Bauform besaß, ist mehr als fraglich. Dieser ganze Nordtrakt hat bereits bestanden, was aus den Kommissionsberichten aus 1568 und 1570 hervorgeht; an dieser Kommissionierung haben der kaiserliche Rentmeister Wolf Kellner, der Zimmermeister Hans Reckendorfer und der von St. Stefan in Wien bekannte Baumeister Saphoy teilgenommen. In diesen Berichten ist immer nur von Ausbesserungsarbeiten und keinen Neubauten die Rede. Es müssen sehr große Bauschäden vom Keller bis zum Dach gewesen sein, denn es wird von eingestürzten Kellergewölben, neu zu legenden Böden und auszubesserndem Dachwerk gesprochen. Auch die großen Schwierigkeiten des Hinaufbringens von Baumaterial wie Stein, Sand, Holz und Kalk werden aufgezeigt. Noch zweimal klagten die Eigentümer über die bauliche Verwahrlosung des Schlosses: 1574 heißt es, das Schloß falle über ihren Köpfen zusammen und 1580 zündete der Blitz. Aus all dem Gesagten kann vielleicht folgender baugeschichtlicher Schluß gezogen werden. Der

<sup>71</sup> Mayer, Geschichte von Wiener Neustadt, 2. Bd., 1926, S. 405, 414.

<sup>72</sup> Pfaū, Das gotische Steinmetzzeichen, 1895, S. 25, Tafel II, Nr. 143, 145, hält das Zeichen H, der Querbalken weist keine Ausbuchtung auf, für einen Buchstaben. Es kommt an der Rochlitzer Brücke vor. Am Portal der Rochlitzer Petrikirche besitzt das H die gleiche Ausbuchtung im Querbalken wie das H auf Starhemberg und in Wiener Neustadt. Solche kleinen Ausrundungen nach oben finden sich z. B. an den 1510 geschnitzten Kirchenstuhlschriften in Kiedrich im Rheinland oder auf dem Grabmal der Drostin Katharina Fürstenberg in Lübeck aus 1559. Eine Ausrundung nach unten findet sich auf der Grabplatte des Johann Gmainer, 1482, in der Jakobskirche in Straubing. An der steinernen Wendeltreppe im Kloster Schussenried findet sich dieses H aus 1491, auf dem von 1600 stammenden Schlachthaus in Heilbronn das gleiche nach unten ausgebauchte Zeichen unten am Stadtwappen, dasselbe in Reutlingen über der Haustür bei dem Wappen des Klosters Zwiefalten und des Abtes Nikolaus Buchner und nochmals an der südöstlichen Ecke des von 1557 (1551) datierten Hauptgebäudes von Zwiefalterhof, desgleichen im Schlüßstein des Gewölbes in dem spätgotischen Kreuzgang der Benediktinerabtei Weingarten bei dem Aufgang zur Kirche; auch auf einem Grabstein in der Mauer des Friedhofes zu Illingen ist dieses Zeichen zu sehen. Vgl. Weimar, Monumentalinschriften vergangener Jahrhunderte, o. J.; Klemm, Württembergische Baumeister und Bildhauer bis ums Jahr 1750 in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, 5. Jg., 1882, S. 69, 170, 189, 291; Gradt, Wiener Neustadt im Mittelalter in: Ber. u. Mit. d. Alt. Ver. z. Wien, 14. Bd., 1874, S. 18.

Baubeginn dieses Nordtraktes dürfte etwas nach 1490 liegen und wird dieser Bauteil vor 1529 vollendet gewesen sein, wahrscheinlich in einfacherer Form als er auf uns gekommen ist. Die immer noch bestehende Türkengefahr nach 1529, der wiederholte Besitzwechsel (1561, 1565, 1569) und das vor 1570 stattgefundene Erdbeben haben sicherlich eine gründliche Überholung der Bausubstanz nicht sehr begünstigt, sodaß es dann zu der obgenannten Kommissionierung kam, als deren Folge die Neugestaltung dieses Renaissancetraktes angesehen werden kann. Man beachte hiezu auch den östlichen Teil des Mauerzuges vom Nordtrakt gegen den inneren Burghof bei der Küche, der sicher später als der übrige Mauerzug errichtet worden ist, denn es besteht zwischen den beiden Mauerzügen keine Bindung. Vielleicht darf zur Erhärtung dieser Ansicht noch der Name Saphoy herangezogen werden, den die niederösterreichischen Stände mit dem Umbau des Landhauses in Wien betrauten. Man vergleiche die Hausteinfensterumrahmungen des Ständehauses mit denen des Nordtraktes der Starhemberg, besonders aber die vorstehenden Fensterstürze und es ist eine Formengleichheit gegeben, die den Schluß zuließe, daß bei diesem Umbau Saphoy gestaltend mitgearbeitet habe. Vielleicht kann man auch seine Hand bei dem Abschluß des Rauchfangs auf Starhemberg im Vergleich mit denen des Landhauses und an den Formen des Gesimses an beiden Bauten erkennen<sup>72a</sup>. Das Ende des Umbaues dieses Traktes dürfte daher etwa vor 1580 zu setzen sein.

Der Umbau war hier nicht mit solchen Schwierigkeiten verbunden wie oft bei anderen Anlagen, da der innere Hof fast keine Niveauunterschiede aufweist — man denke nur an Litschau und Steyrberg — und war daher ein Zusammenfassen und einheitliches Baugestalten der einzelnen Baukörper ohne weiteres möglich. Zu der herrlich durchgliederten Fassade des Nordtraktes mit ihren weiten und großen Fenstern, dem prächtigen Stiegenhaus, das zu dem Saal leitete, der geschmackvollen Kratzputzverzierung, gesellten sich die beiden Hofarkaden des West- und Südosttraktes und bildeten so im harmonischen Zusammenklingen ein vornehmes Bild einer renaissancezeitlichen Baugesinnung.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist nur mehr die Kanzleiverwaltung der Herrschaft Starhemberg-Piesting in dem Bau untergebracht. Nach dem Brand von 1765 verlassen die „Wirtschafter“ die Feste, 1784 wird sie verpachtet und um 1800 läßt ein solcher Pächter Türen und Fenster ausbrechen, Dächer abtragen — Dachsteuer! —, wodurch der Verfall begann<sup>73</sup>, dem durch das groß-

<sup>72a</sup> Feuchtmüller, Das niederösterreichische Landhaus, 1949, S. 12; Tafel 46, 47, 48 rechts. Dieser Rauchfang bis zur vorgekragten Abdeckung ohne den geschwungenen Aufsatz. Den Herren Dr. Feuchtmüller und Dr. Stundner sei für manchen Hinweis gedankt.

<sup>73</sup> An Hand des vorhandenen Abbildungsmaterials könnte eine Verfallsgeschichte gegeben werden, was aber nicht im Rahmen dieser Arbeit gelegen ist.

zügige Eingreifen des Vizekönigs von Lombardo-Venetien, Erzherzog Rainer, nach 1830 etwas Einhalt geboten wurde.

Das Ergebnis dieser baugeschichtlichen Untersuchung ist kein befriedigendes, manche neue Erkenntnis wird vielleicht das bauliche Werden in einem anderen Licht erscheinen lassen. So will diese Untersuchung nur als das gewertet werden, als was sie gedacht war — als ein Versuch.

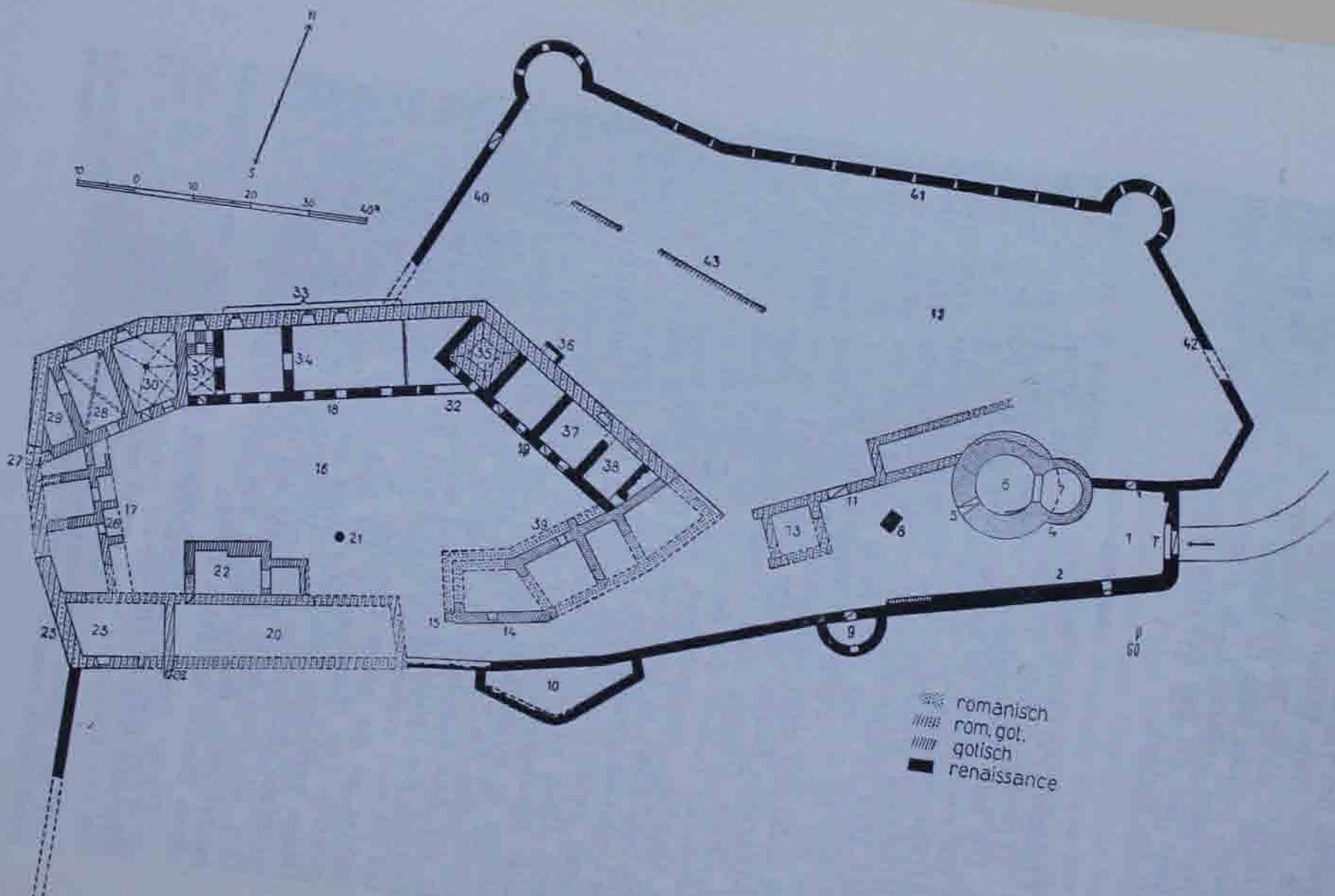
### Anhang.

Im Frühjahr 1945 (April, Mai) war die Ruine von der Waffen-SS in die Verteidigungslinie Piestingtal—Hohe Wand einbezogen worden. Die hier stattgefundenen Kämpfe sind an der Ruine nicht spurlos vorbeigegangen, da der Burgberg und sein Bau unter heftigstem Artilleriebeschuß der Russen stand und im Laufe der Auseinandersetzung wiederholt den Besitzer wechselte. Den größten Schaden hatte bedauerlicher Weise die Turmkapelle erlitten. Durch Artillerietreffer — auf dem Turm befand sich ein Beobachtungs-posten der SS — wurde die Mauerschale fast zur Hälfte zerstört, sodaß leider nur mehr eine einzige Pechnase erhalten geblieben ist, das kreisrunde Fenster ist sehr stark beschädigt worden und unterhalb dieser Öffnung sind Granateinschläge sichtbar. Über dem romanischen Fenster der Apsis wurde durch einen solchen Treffer das Gewölbe durchschlagen, die Quaderverkleidung des Turmes stark beschädigt. In der nördlichen Ecke beim Haupttor, wo Zwinger- und Umfassungsmauer sich treffen, ist ein Teil durch die Erschütterungen ausgebrochen und gefährdet die darüber sich befindliche Zinne. Beim zweiten Zwingertor ist die einst aufgelagerte Kapitellplatte herabgestürzt. Ein Teil der Mauer gegenüber der zweiten Bastion ist eingestürzt, von den vier Fenstern sind leider nur ein großes und die Sohlbank eines kleinen Fensters erhalten geblieben. In der Annakapelle ist die südliche Außenmauer an der Stelle, an der sich das Fenster befand, und der nach Westen gerichtete Mauer-teil bis zum ersten Stock eingestürzt. An der Innenseite des Westtraktes ist die schneckenartige Verzierung der Galeriestützen arg zerstört. Der Mauerzug in der Südostecke des Hofes ist fast zur Gänze vernichtet und bildet heute einen Trümmerhaufen. Die nord-westliche Eckbastion des „Waffenplatzes“ wurde durchbrochen. Hier, wie auch beim Westtrakt des Hofes, befinden sich große Erdaushebungen, die vermutlich von einer Artilleriestellung, bzw. von einem Bunker herrührten dürften.

Dieser Arbeit — abgeschlossen 1949 — liegt der Bauzustand bis April 1945 zu Grunde.

246

Felix Halmer



**Legende zum Plan.**

- T Tor  
 1 Zwinger  
 2 Südliche Zwingermauer  
 3 Nördliche Zwingermauer  
 4 Turmkapelle  
 5 Eingang in die Turmkapelle  
 6 Kuppelraum der Turmkapelle  
 7 Apsis der Turmkapelle  
 8 Pfeiler  
 9 Bastion  
 10 Bastion  
 11 Nördliche Zwingermauer  
 12 „Waffenplatz“  
 13 } Reste der südlichen Wohnbauten  
 14 }  
 15 Mauer mit dem vermutlichen Schlauch eines Kamines  
 16 Burghof  
 17 Westlicher }  
 18 Nördlicher } Wohntrakt  
 19 Östlicher }  
 20 Südl.cher }  
 21 Brunnen  
 22 Annakapelle  
 23 Rest der südlichen Wohntraktmauer  
 24 Vorwerksmauer  
 25 Mauer mit Kragsteinen eines Söllers  
 26 Pfeiler der einstigen Galerie  
 27 Verschachtelte Mauerreste des westlichen und nördlichen Wohntraktes  
 28 „Schatzgewölbe“ (?)  
 29 Raum westlich vom „Schatzgewölbe“ (?)  
 30 Raum östlich vom „Schatzgewölbe“ (?)  
 31 Stiegenhaus  
 32 Eingang zur Küche  
 33 Saal  
 34 Trennungsmauer unterhalb des Saales  
 35 Küche  
 36 Abtritt  
 37 } Räume im Osttrakt  
 38 }  
 39 Mauerrest des südlichen Wohntraktes  
 40 }  
 41 Umfassungsmauer des „Waffenplatzes“  
 42 }  
 43 Futtermauer am „Waffenplatz“

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1949

Band/Volume: [30](#)

Autor(en)/Author(s): Halmer Felix

Artikel/Article: [Ruine Starhemberg — Versuch einer Baugeschichte 215-247](#)